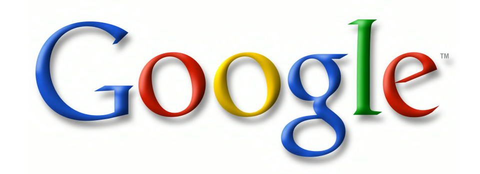


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

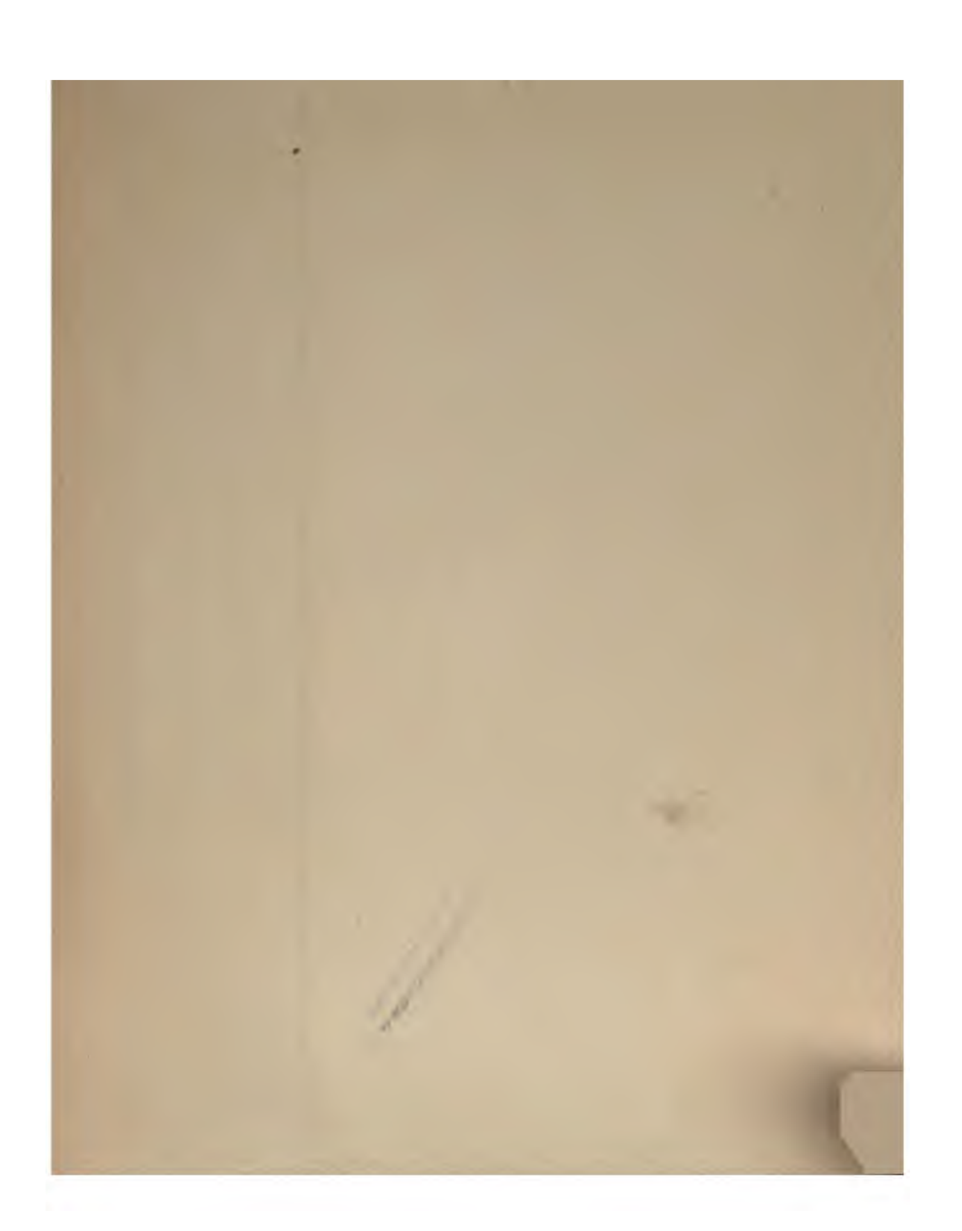
Über Google Buchsuche

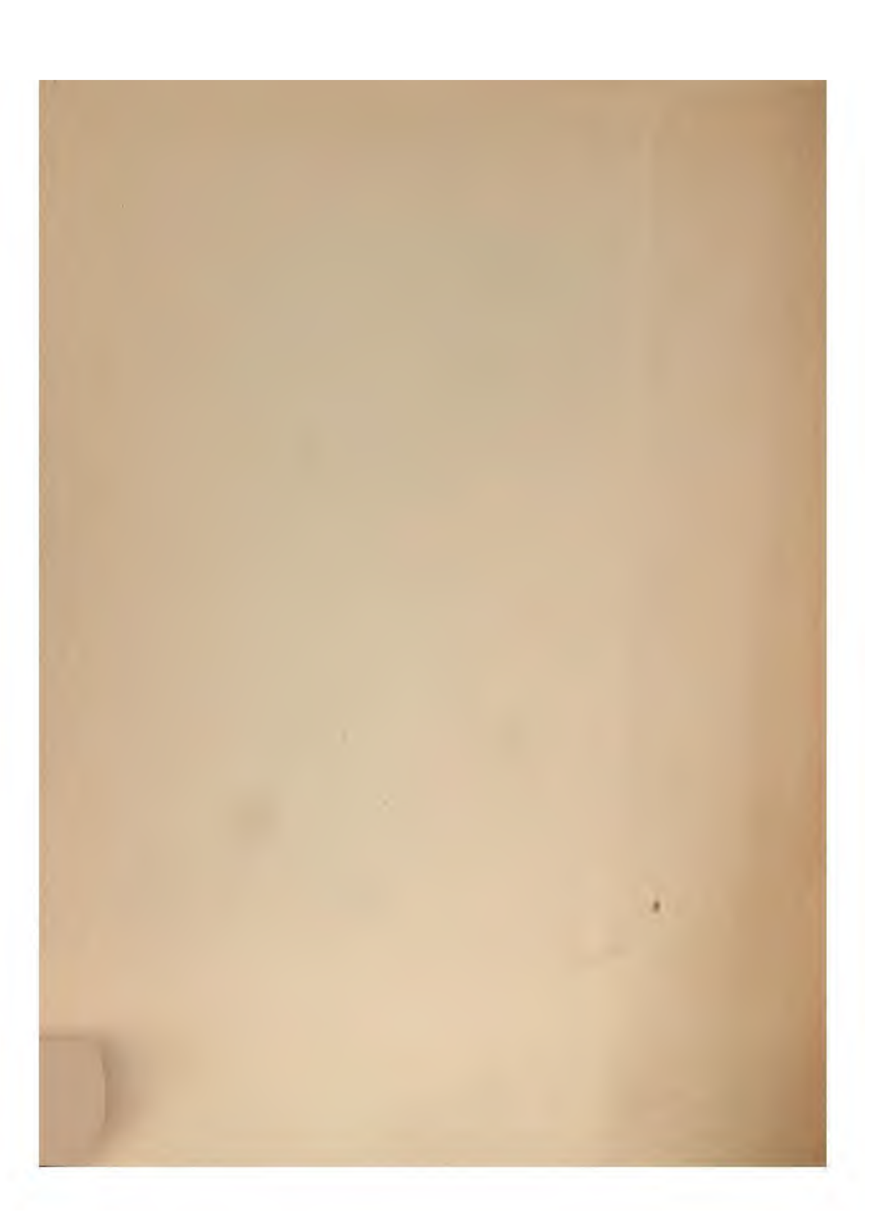
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY





Der arme Lukas



Von demselben Verfasser sind ferner im Verlage von *Hermann Seemann Nachfolger* in *Leipzig* erschienen:

Peter Nockler. Die Geschichte eines Schneiders.
Preis br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Carnesie Colonna. Phantasien.
Preis br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

In Vorbereitung befinden sich:

Inge. Ein Frauenleben.
Preis br. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters.
Preis br. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die Sturmfrau. Eine Seenovelle.
Preis br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Der arme Lukas



Eine Geschichte in der Dämmerung

von

Wilhelm Holzamer



STANFORD LIBRARY

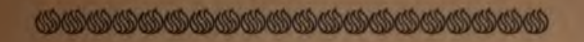
LEIPZIG 1902
HERMANN SEEMANN NACHFOLGER

490118

STANFORD LIBRARY

Printed i

DR. LUDWIG RÖMHELD
in Freundschaft



Erstes Kapitel

Niemand wusste recht, wie er ins Dorf gekommen war. Eines Tags war er dagewesen, ohne Warum und Woher, und gleich war er wie daheim gewesen. Es war, als ob er früher mal zu den Bewohnern gehört hätte, als ob immer ein Platz für ihn geblieben wäre, den er jetzt richtig eingenommen und ausgefüllt hätte. Niemand empfand ihn als neu. Es hatte so seine Richtigkeit, dass er auf einmal da war, ganz als ob man die ganze Zeit her auf ihn gewartet hätte.

So war er auch, der doch ein Fremder war, dem man das übliche Misstrauen hätte entgegenbringen müssen, gleich bei allen wohlgelitten, vom Bürgermeister bis zum kleinsten Schuster, und alle mit ihm gut Freund. Selbst die ältesten Waschweiber wussten nichts Böses über ihn.

Er war schon ein bejahrter Mann, als ich noch ein Kind war, obgleich ich glaube, dass er älter aussah, als er war. Er ging ein wenig vornüber gebeugt und trug bis beinahe in den Sommer einen dicken Überrock, der schon stark „patiniert" war, und einen breitkrempigen Hut, der sein Gesicht beschattete. Man mochte sich dann fast fürchten vor ihm. Aber wenn man seine Stimme hörte und seine guten

Augen sah, ward man leicht zutraulich. Es war so etwas Väterliches in seinem Blick, das Kinder gleich herausfühlen, und ich erinnere mich, dass ich an ihn denken musste, als ich zum erstenmal Goethes „Getreuen Eckart“ las. Ja, dass er mir wie der getreue Eckart auch später noch oft vor Augen trat.

Er hiess im ganzen Dorf „der arme Lukas“, und wenn das jemand aussprach, klang's beinahe wie ein Ehrentitel für ihn.

Meine Mutter hat mir erzählt, wie er damals sein Amt als Nachtwächter niedergelegt hat. Sie begeisterte sich ordentlich dabei. Nämlich als ich noch ein Bub war, wurden die Stunden geblasen in unserm Dorf. Und als der arme Lukas

noch gar nicht lange dort war, wurde ihm das Nachtwächteramt übertragen. Es war ein Vertrauensposten, und der arme Lukas bot der Gemeinde die Sicherheit geradezu, dass nichts geschehen könne in der Nacht, wenn er wache. Ein paar Jahre lang versah er sein Amt in treuer Pflichterfüllung, und nichts Übles geschah in dunkler Nacht, nicht Brand oder Diebstahl.

Da wurden aber die Stechuhren eingeführt, und der Lukas legte sein Amt nieder. Es hatte für ihn den Reiz verloren. So wie ein Dieb durch die Strassen zu schleichen, von niemand gesehen, von niemand gehört, — und nicht mal einen Spruch zu den Stunden oder nur zur Mitternacht sagen zu dürfen, nein, das behagte ihm

nicht. Und in der Neujahrsnacht, Schlag zwölf, that er seinen letzten Hornruf und seinen letzten Spruch, den er sich fast unter Thränen selbst gezimmert hatte, wie er das die Jahre all gethan hatte, von Tag zur Nacht. Aber diesmal war ihm besonders weh und heiss ums Herz gewesen, und ganz gross kam's über ihn, als er auf der Kirchentreppe stand und tiefbewegt mit lauter, zitternder Stimme rief:

„Hört, ihr Nachbarn, hört ihr Leute,
Wieder ging ein Jährlein heute,
Wieder kam ein Jahr herauf, —
Geb' der Herr ihm guten Lauf!
Euer Knecht, der Lukas, leget
Horn und Stab nun tiefbeweget
In die Hände euch zurück,
Wünscht ein fröhlich Neujahrsglück!
Lobt Gott den Herrn! Lobt Gott den Herrn!"

Dann ging er mit schweren Schritten. Ein Bursche rief: „Hoch der Lukas!“ Und „Hoch der Lukas!“ schrie's aus Leibeskräften rings auf dem Kirchenplatz und aus den Fenstern der Häuser. Und alle Neujahrsschüsse galten ganz besonders dem Lukas.

Das war sein Abschied gewesen. Meine Mutter hat's mir erzählt. Sie hat auch den Spruch behalten. Ich hab' mich aber sehr geärgert, dass ich zu der Zeit droben in der Dachkammer im Bette liegen musste, der Bruder und ich, und dass wir beide so bombenfest schliefen. Denn da wir Buben waren, haben wir gar gern geschossen, und zum Hochschreien hatten wir auch die rechten Kehlen.

Dann bin ich aber öfter zum armen Lukas gekommen, trug ihm einen Schirm hin, der ein Loch hatte, die Kaffeemühle, die nicht mehr mahlen wollte, und der Lukas reparierte alles mit sicherer Hand. Und billig, für ein paar Batzen. Man stand dann neben ihm, sah ihm zu, hörte seine Scherze und lachte mit ihm. Ja selbst wenn man so traurig kam wie ich damals, da ich mit meiner Geige gefallen war und sie zerbrochen hatte, wusste er einem Angst und Traurigkeit zu vertreiben, und allein schon die feste Zuversicht, dass er alles machen könne, stimmte einen heiter. Dann war man nun auch in den Jahren, dass man drüber lachte, wie man sich mal vor dem armen Lukas hatte

fürchten können, damals, da man noch ganz klein gewesen war. So hatte die Mutter oftmals plötzlich gesagt: „Der arme Lukas kommt — guckt, draussen vorm Fenster!“ wenn der Lärm zu gross war, den wir machten. Dann krochen wir mäuschenstill in die Ecken. Aber der arme Lukas kam nie. Da lachte man jetzt drüber.

Dann ein Jahr oder zwei später verhalfen wir — alle Buben im Dorf — dem Lukas mal zu einem schönen Verdienst. Das war auf der Kirchweih gewesen. Der Lukas hatte sich eine Bude aufgeschlagen und ein merkwürdig Spiel gemacht. Männlein und Weiblein, Ochsen, Esel und Pferde hatte er aus Holz ausge-

schnitten und fein bemalt. Alles so schön naturgetreu, wie wir's noch nie gesehen hatten, nicht in der Fibel und nicht im Bilderbuch. Und in Farben, es war ja wie ein Wunder. Alles aus Holz und alles so lebendig. Dem Pferd seine Augen, dem Esel seine Ohren, der Ochs, wie er sprang und den Schwanz streckte, und dort der Ritter mit dem Schwert und das Edelfräulein mit dem Falken auf der Faust, das waren ja alle Herrlichkeiten der Welt. So was hatten wir noch nie gesehen.

Wir standen und guckten. Und der arme Lukas lächelte. Aber da war mehr — das war all nicht nur zum Angucken, danach warf man mit Bällen, mit roten und gelben und grünen, die der Lukas

aus Lappen genäht hatte. Wenn eine Figur so getroffen wurde, dass sie in ihrem Mechanismus nicht wieder aufsprang, sondern fest nach hinten fiel, bekam man einen Preis: „Ein Fisch, eine Cigarre, auch eine Cigarette!“ Das war der Preis. Der Lukas rief's aus und lud all die „Herrschaften“ ein, mal zu werfen.

Uns hatten die Herrlichkeiten ja schon angezogen. Nun kam das Werfen hinzu und — die Cigaretten lockten. Nur ein paar Süssmäuler schielten nach den Lebkuchenfischen. So verwarfen wir fleissig unsere Pfennige.

Aber da war noch ein Merkwürdiges. So beim Zielen und Zielaussuchen ging's uns erst auf. Das Hauptstück in der

Mitte — was war denn das? Das war ja der Lukas selber, mit seinem grünen Überrock, seinem grossen Hut. Eine Rute in der Hand, eine Kiepe auf dem Rücken mit allerlei Siebensachen drin, mit Puppen und Spielzeug, so dass ein Kopf, ein Arm, ein Wagenrad, ein Pferdeschwanz oben heraussahen. Und traf man aufs Centrum, hob der Lukas den Arm mit der Rute und wackelte mit dem Kopfe, und das ging so lange weiter, bis der lebendige Lukas hintrat und Kopf und Arm festhielt.

Eine Freud', da wir das erkannt hatten! Einer sagte es dem andern. „Auf den Lukas!" hiess es, und alle Bälle flogen nach dem Centrum im Überrock des armen Lukas. Aber nur wenige trafen.

„Auf ihn, den Lukas!“ hiess nun der Ruf, der jetzt laut geschrien wurde. Bald war die kleine Bude von Menschen umstellt, denen das merkwürdig vorkam, und wer mal dastand, der warf auch, nicht die kleinen Leute nur, auch die grossen.

Als ob wir fühlten, dass die Art unseres Rufes die Leute herbeizöge, änderte er sich in jedem Munde ganz von selbst und ganz in derselben Weise: „Haut ihn, den Lukas!“ Das zog in der That noch mehr, bewirkte sogar, dass der Polizeidiener streng herantrat.

Immer neue Werfer kamen. „Einen Fisch, eine Cigarre, auch eine Cigarette!“ hatte der Lukas nur zu rufen. Das andere besorgten wir. Aber zu geben hatte er

nicht viel. Nur wenige trafen. Nickel nach Nickel aber glitt in die Tasche seines Überrocks, und er schmunzelte.

Auch am zweiten Kirchweihtag zog der Spass noch. Und fehlten mal die grossen Leute, so warfen wir, und der Lukas gab ein paar Würfe drein und gab auch mal eine Cigarette, wenn nichts getroffen worden war. Er konnt's auch.

Seitdem mocht's manchmal geschehen, dass einer dem Lukas auf der Strasse zurief: „Haut ihn, den Lukas!“ Er ward aber nicht böse darüber. Er schmunzelte und nickte einem zu.

Das war, wie ich selbst noch ein Bub war. — Als ich erwachsen war, lernt' ich den Lukas genauer kennen. Er war nun

viel älter geworden, aber immer noch rüstig. Er machte noch immer die kleinen Ausbesserungen, für die man eigentlich keinen Handwerker hat. Er pfuschte ja wohl auch manchem Handwerker ins Geschäft, aber er pfuschte doch halt nie. Denn was er gemacht hatte, war gemacht. Gerade wie er der beste „Viehdokter“ in der ganzen Gegend war. Wenn er ein Schwein ansah, wusste er, was ihm fehlte. Und sagte er, dass ihm nicht zu helfen wäre, konnte man drauf schwören. Verriet er aber ein Mittel — ein Rüböl oder einen Thee oder sonst eine Diät, dann war's denn auch sicher, dass das Vieh wieder gesund wurde. Steif und fest glaubte man daran.

So verdiente sich der arme Lukas all die Jahre hin seinen Unterhalt.

Dann setzte auch ich ihn in Nahrung. Ich war auf Besuch heimgekommen, und der Uhrmacher in der Stadt hatte mir meine gute „Nachtmahluhr“ total „verruiniert“, so dass sie zum erstenmal, seit ich sie hatte, nicht ging. Ich klagte das meiner Mutter und schalt auf die Uhr und den Uhrmacher, und vielleicht auch auf den Paten, der sie mir geschenkt hatte. Da schickte mich die Mutter zum armen Lukas.

Ich trug ihm die Uhr hin.

Er sass am Fenster. Auf seinem Tisch lag allerhand feines Handwerkszeug, Feilen und Zangen, Stifte und Schräubchen. Und

der Lukas tiftelte gerade an einer Brosche aus Tombak mit einem feuerroten Stein und bog die kleinen Häkchen vorsichtig bei.

Er war so in seine Arbeit vertieft und behandelte das unwerte Ding mit so viel Vorsicht, dass er mich anfangs gar nicht beachtete. Als er endlich fertig war, blickte er einen Augenblick vor sich hin über die Gärten, die sich da unten den Hügel hin dehnten. Denn die Bäume blühten gerade, weithin, und es war ein schöner Anblick von dem Fensterchen da oben.

So eine Weile war der Lukas ganz versunken. Dann seufzte er und strich sich über die Stirn.

„Viel Glück und Herrlichkeit hat die Welt. Man muss nur drauf achten,“ sagte

er vor sich hin. Dabei drehte er die Brosche in den welken Fingern. „Muss alles hüten und pflegen, was schön ist im Leben. Muss sich dran genügen lassen, dass es der liebe Herrgott hat, muss es nicht all für sich haben wollen. Ja, du liebe Zeit — ja, du liebe Zeit! All gut sagen, all gut sagen."

Dann war er still, das Talmikunstwerk legte er beiseite und schlug die Finger ineinander. Er blickte in den sinkenden Tag hinaus und nickte mit dem grauen Kopfe vor sich hin. Noch einmal seufzte er, ganz tief. Dann wendete er sich um, und er sah mich.

„Ach so, junger Herr," sagte er dann und blickte mich scharf an.

Offenbar erkannte er mich nicht. Dann ging ihm ein Lichtlein auf.

„Ei, du liebe Zeit! Ja, so wachsen einem die jungen Leut' aus den Augen. Man sieht an den Jungen, wie alt man ist. Wie du so ein kleiner Bub warst — der erste doch daheim, nit? ja, das weiss ich noch. Aber jetzt! Ich muss wohl „Sie“ sagen. — Nein, das gehört sich. Die Jahre wollen ihren Respekt, das ist in der Ordnung so. Er muss freilich mit dem andern Respekt eins sein, den man sich selbst giebt. Denn auf einen selbst kommt's immer an; was man vor sich gilt, das giebt einem den Wert. — Ja, aber nun wird Ihr Kopf ja schon mit allerhand Weisheit angefüllt sein, — viel, viel

guter, ja freilich. Aber eins ist doch mehr: das Herz! Das ist die Quelle von all der Weisheit, auch der, die man lernen kann, aber nur dann ist die richtig was wert und immer neu, wenn einem diese Quelle selbst fliesst."

Es gab eine Pause.

„Das erstaunt Sie vom alten Lukas? Ja, ja, Bester, das Kleid macht's halt nicht. Der Lukas ist ein ganz anderer, als er aussieht. Wenn ich so die Bäume da blühen seh' und denk' an die Früchte, die sie tragen sollen, da fällt's mir halt immer ein. Nit leid, nit weh. In aller Güte. In all seinem Wert . . . Aber was bringen Sie denn?"

Ich sagte ihm mein Anliegen. Er

schmunzelte. Geschickt öffnete er die Uhr, drehte ein paar Schräubchen auf, nahm das Werk heraus und blickte nun tief durch seine alte Lupe hinein.

„Schon gut, ja, schon gut. Seh's schon. Hat auch nichts verstanden, der die Hände da dran hatt'! Nun, wird schon gemacht, wird schon gemacht."

Er legte die Uhr dann unter ein altes Wasserglas.

„Geht dann für dein Lebtag, Ihr Lebtag, wollt' ich sagen. Es geht wirklich nit mehr mit dem Du."

Dann fragte ich ihn noch dies und das. Immer vorsichtig um das eine herum: sein Leben. Wie er hiehergekommen sei, wie er all seine Geschicklichkeiten gelernt habe.

Aber er ging auf nichts näher ein. Dann erzählte ich ihm von mir. Von meinen Liebhabereien, von meinen Studien, meinen Wünschen und Zielen. Ich fühlte, wie's in ihm auftaute. Manchmal wurde er ordentlich warm. Wir waren uns sehr viel näher gekommen, und ich fühlte, dass ich doch noch seine Geheimnisse aus ihm locken könnte. Ich fühlte, dass er jetzt schon das Bedürfnis hatte, sich in dem und jenem mir mitzuteilen.

Es war Abend geworden.

Bis wann er die Uhr gemacht haben könnte, fragt' ich ihn. Er besann sich lange. So schnell gehe es wohl nicht. In ein paar Tagen, so in ein Stücker drei, vier. Dann sollt' ich mal kommen.

Nach zwei Tagen sass ich wieder beim alten Lukas. Ich störte ihn nicht. Als es dämmerte, legte er die Uhr wieder unter das Wasserglas. Aber ich blieb noch bei ihm. Er erzählte.

So in der Dämmerung erzählte er sein Leben. Ganz leise, manchmal flüsterte er nur. Und seltsam verwuchs seine Gestalt mit dem wachsenden Abend. Bald sah ich ihn nicht mehr und hörte nur seine Stimme. So wie man Quellen im Dunkeln hört, geheimnisvoll, — die Geheimnisse verplaudern, und alte Mären wissen. Dass man sein eigenes Blut hört im Lauschen.

Zweites Kapitel

Solange ich mich erinnern kann — erzählte der alte Lukas — war meine Mutter kränkelnd. Aber sie war immer bei der Arbeit, im Haus, im Garten. Sie seufzte mal, ruhte mal, stand mal da und sah mit traurigen Augen vor sich hin — oder sah in die Ferne, soweit man von einer Ferne bei uns daheim reden kann. Denn mein Dorf liegt in einem Kessel, und rings sind Hügel, — da weiter hinausgerückt, da näher. „Berge“ nennen wir sie. An ihren Hängen dehnen sich die Wingerte hinauf, und wo sich ein Thal zwischen den Wellen hinwindet, giebt's auch Wiesen. Durch die läuft der Bach,

und Weiden stehen an seinen Ufern, alte, knorrige. Die breite Landstrasse schneidet daheim einen grünen Grund entzwei, und eine lange Pappelallee fasst sie ein. Das ist wie ein grosses Eingangsthor zum Dorf, das in der alten kurmainzischen Zeit eine Festung war.

Es war schon eine Herrlichkeit. Aber da verliere ich mich. Wenn mich die Mutter so daherspringen sah, so jugendtoll und wild und ausgelassen und jubelnd, als müsste mir die Brust zerspringen, da kam ihr auch manchmal eine Thräne. Und wenn ich sie fragte: „Mutter, was is dann?“ — strich sie mit der Hand über ihre Stirn, so ganz schwer, und ich meine, ihre Hand selbst war traurig dabei. Oft

sagte sie gar nichts — oder höchstens mal: „Ach Bub!“ Dann packte sie wieder an.

Manchmal, an Sonntagen, bin ich auch mit ihr den „Berg“ hinauf gegangen. Da keuchte sie sehr und musste oft halten und sich auf mich stützen. Und ich war immer froh, wenn ich sie stützen konnte. Sie sah mich dann an, dass ich's nie vergessen hab', mein Leben lang. Sie hatte so besondere Augen. Sie waren nicht gross. Sie waren sogar immer ein wenig überdeckt. Aber das war's gerade. Ich musste immer hineinsehen. Ich suchte immer was drin. Denn ich verstand ihre Augen. Ich sah gleich, wenn sie froh war und wenn sie traurig war; wenn sie bat

und wenn sie mir bös war. Und ihre Augen konnten so aus ihren Lidern wachsen. Es war dann grad', als ob sie an ihren Wimpern hingen. Das war mir immer arg. Ich hätte jedesmal schreien mögen. Ich hab' so was niemals wieder gesehen, bei keinem Menschen. Immer hab' ich weinen müssen, wenn die Mutter so Augen machte, und einmal weinte sie selbst heftig darnach. Sie schlug die Hände ineinander und umschlang meinen Kopf. Dann sah sie mich an, lang, lang. „Ach Bub!" seufzte sie, „ach Bub!"

Das war auf dem Berg oben, wo man am weitesten sah. Die Trauben waren schon reif in den Weinbergen, und man durfte eigentlich nicht mehr hineingehen.

Aber der Wingert war unser, und der Wingertschütz drückte ein Auge zu wegen der Mutter.

Es war alles wie gestorben drunten in den Wiesen. Da war die breite Landstrasse — ganz wie entkleidet. Kein Blättlein mehr an den Obstbäumen an ihrem Rande. Und die morschen, verkrüppelten Weiden am Bach mit den hängenden Ruten. Und die kahlen Pappeln der Allee, und dahinter die grauen Felder und die gelben Weinberge mit dem sterbenden Laub.

„'s stirbt alles, Bub, alles. Aber 's kommt alles wieder, lebendig, wenn der Winter herum ist. Nur wenn der Mensch stirbt, kommt er nimmermehr."

„Guck den Kirchhof drunten, Bub.

Da liegt der Grossvater und die Grossmutter und das Babettchen. All tot. Die kommen nicht wieder. Die Menschen müssen all vergehen."

Die Mutter sagte das schwer und müde. Ich verstand sie nicht ganz. Ich sah nur in ihre Augen. Die waren gross und verschleiert. Wie ein Licht, darüber man die Hände hält. Es war alles verborgen drin, wie in tiefen Höhlen, darin ganz hinten ein Schein ist, ein Spältchen.

„Und will doch alles leben, Bub," sagte sie nach einer Weile. „Und muss all vergehen."

Dann gingen wir langsam weiter. Bis hinten, hinter dem Nachbardorf auf dem Berge, die Sonne unterging. Glutrot. Ihr

Glanz lag auf den Dächern und in allen Scheiben unseres Dorfes drunten. Als ob überall Lichter angezündet wären. Helle, schöne Lichter. Ein Fest in jedem Hause.

Da blieben wir stehen.

„Mutter," sagte ich, „da guck mal hin. Als ob alle Lichter brennen."

„Ist nur falscher Schein, Bub. Ist alles dunkel gleich. Ist falsch, Bub. Noch einmal wie zum Trost. Vorm Ausgehen."

Ich verstand sie nicht.

Sie drehte sich nach der Sonne um. Da lag der rote Schein auch auf ihr. Und spielte in ihren Augen, in denen Thränen hingen. Ich sah's mit Staunen. Es war, als ob mir's gefallen sollte, und ob's mir doch leid thun müsste.

„Mutter!“ sagte ich und deutete auf ihr Gesicht.

„Ist all dasselbe, Bub, ist so vorm Dunkelwerden.“

Sie umschlang mich und schloss mich an sich.

Es war schon düster, als wir gingen.

Ich hab' mich halb gefürchtet. Das Laub raschelte schon zu unsern Füssen, das dürre Weinlaub. Und drunten im Wiesenthal lagerten die Nebel, und zogen nun auf. Bald breit und plump, bald lang und schmal. Gespenstisch. Ich sah lange Züge von Gestalten blasser, toter Frauen in weissen Laken. Ich hielt mich fest an die Mutter. Dann blieb sie stehen und hustete. Es klang hohl und that mir weh.

„Wir wollen heimgehen, Mutter. Die Nachtluft, die kalte Nachtluft thut dir weh. Der Vater sagt's auch immer.“

Darauf strich sie mir über den Scheitel. Es fröstelte mich dabei.

„Ja, bin wie ein rohes Ei. O du lieber Gott, mach ein End'. Müssen ja all sterben. Und will doch so gern leben, Bub, will so gern leben.“

Drittes Kapitel

Die Leute fragten mich immer nach der Mutter aus. „Wie geht's der Mutter? — Hustet sie noch viel, dein' Mutter? — Gelt, dein' arme Mutter?“

Ich gab Auskunft. Aber es war mir widerwärtig. Ich wollte nicht so nach der Mutter ausgefragt sein. Ich ging drum immer den andern Weg von der Schule heim.

Es war damals eine Privatschule im Dorf, in die die „besseren“ Kinder gingen. Die besuchte ich auch, lernte Französisch und Geometrie und all so Dinge, von denen man in der Volksschule damals noch nichts wusste. Ging ich von der

Schule aus die Strasse gradaus weiter, kam ich an unser Haus, das fast am Ende des Dorfes lag, ein wenig auf der Höhe. Aber ich musste an den Leuten vorbei, die mich ausfragten.

Ich wusste ja, dass die Mutter immer krank war, schwer krank, der Vater hatt' mir's schon lang einmal gesagt.

„'s ist zu hart," hat er damals gesagt. „Beständig die Angst, vor jedem Lüftchen hüten. Die Mutter sollte ja am besten gar nichts thun. Aber 's geht doch nit. Das Haus, der Garten, das bisschen Feldchen. 's kann doch nit alles zu Grunde gehen, 's will doch all besorgt sein. Ich kann doch nit alles thun, — und fremde Leut' ins Haus, das kost nur Geld und ist

nichts. Schon die Jahre all so eine kranke Frau, 's ist eine grosse Last. Gross, gross!"

Ich hatte das so mit angehört. Aber ich wollte keine kranke Mutter haben. Ich gab drum den Leuten gute Auskunft. Und ich ging den Weg aus der Schule heim immer durchs Feld. Das war weiter, aber schöner.

Stundenlang lief ich da draussen herum. Stundenlang lag ich im Grase. Wie der Frühling kam, der Sommer, was sie all brachten, das lebt' ich all. Alles Einzelne. Mit Gras und Blumen, mit Vogel und Wasser, mit Wolken und Wind, ich lebte mit ihnen. Ich sprach auch mit ihnen. Lange Reden. Ich schalt und schmeichelte und lobte, und all meine kleinen Sorgen

mussten sie wissen. Wir kannten uns gar zu gut, gar zu gut. Und wir verstanden uns, wie sich Menschen gar nie verstehen.

Ich hatte ein schönes Plätzchen am Wehr. Da stand eine hohe Pappel, die höchste in den Wiesen, und die rauschte tief wie die Orgel in der Kirche. Ich sass immer ganz andächtig und lauschte. Und manchmal fürchtete ich mich auch. Es war mir dann, als ob ein Mann da drinnen sässe, oben in der Krone, und sein Bart wehte, und sein Auge ginge übers Land und seine Stimme sei wie Grollen und Fluchen. Ich duckte mich tief. Ich hörte ihn sprechen, und ich lauschte ihm. Ich verstand seine Worte nicht, aber ich fühlte ihren Sinn. Und

ich war so fromm zu ihm und betete. Immer, wenn ich kam, setzt' ich mich ganz scheu und ängstlich an den Platz. Aber trotzdem, es war etwas, das mich immer wieder dahin zog.

Wenn ich zu den Wolken sah, die sich türmten und dann schwer über den Berg rollten, als liefen sie auf gewaltigen, himmelhohen Rädern, sah ich den Alten mit dem wallenden Barte und den gewaltigen Augen, die weithin übers Land gingen, oft drin, und sah ihn die Hände heben zu Segen und Wehr, und sah ihn die Fäuste ballen und seine Augen blitzen.

Den Turm zu Babel sah ich, und den Sinai, darauf Moses die Gesetze empfing. Je älter ich wurde, je mehr sah ich. Ich

sah die Ritter, die ins gelobte Land zogen, den Barbarossa und Gottfried von Bouillon. Und oft sah ich Burgen und Berge und herrliche Gefilde.

Damals hatte ich einen Freund. Dem wollte ich alles zeigen. Und zeigt' es ihm auch. Aber er lachte mich aus. Da packte mich so sehr die Wut über sein Lachen, dass ich über ihn herfiel und ihn furchtbar schlug. Dann hatte ich wieder keinen Freund mehr.

Ich strich allein am Bache hin, fing Schmetterlinge, suchte Muscheln, band Blumen zum Strauss und sang Lieder von der weiten Welt und frohem Wandern.

Nur wenn der Herbst kam, war ich traurig. Ich war dann viel daheim. Die

Mutter sagte, ich erkälte mich. Ich werde dann auch krank wie sie und müsse sterben wie sie.

Ich sagte, ich wolle nicht sterben. Auch sie solle leben bleiben. Wir wollten einmal recht fröhlich sein. Wir seien ja immer traurig. Warum wir denn immer so traurig wären?

Sie lächelte halb. Ich sollte einmal recht froh sein. Und wenn ich erst gross wäre, dann sollt' ich leben! Ich sei ein Bub und gesund. „Gesund, so Gott will," setzte sie hinzu.

Aber der Vater sei doch auch nie froh.

Der habe seine Arbeit. Und habe die Sorge mit ihr, weil sie doch die Jahre schon krank sei. Aber das werde nicht

mehr lange dauern. Dann nehm's ihm der liebe Gott ab.

Ich sagte ein Wort, das mir von der Schule her einfiel: „Gott lässt sinken, aber nicht ertrinken."

Die Mutter lächelte unter Thränen: Ja, grad drum, grad drum. Dem Vater werde das Glück kommen, wenn sie ginge. Und sie gehe bald, sehr bald.

Der Vater war ein ernster, stiller Mann. Er sprach wenig. Er trug viel in sich verschlossen. Ich hab' gesehen, dass er sich heimlich an den Haaren hatte. Aber er fasste sich immer gleich wieder. Er war sehr streng. Er wollte, dass ich viel lerne, damit ich einmal nicht auf dem Dorfe zu leben brauche. Wenn seine

Eltern ihn mehr hätten lernen lassen, es wäre ihm alles anders geworden im Leben.

Die Mutter seufzte.

„Nicht so zu verstehen," sagte er. „Krankheit kommt über einen, schont nicht reich, nicht arm. Aber das Leben so! Wir könnten ganz wo anders sein. Du Mutter könntst's viel besser haben, als da mit dem bisschen Verdienst, den paar Äckerchen, dem Häuschen und dem Gärtchen . . ."

Der Vater war nämlich der Gemeindeeinnehmer im Dorfe.

An den Zahltagen sah ich ihn den ganzen Tag nicht. Manchmal musste er auch über Feld gehen. Ein paar Leute hatten ihm übertragen, ihre Zinsen einzukassieren, ihr Geld auszuleihen, und

was mehr war. Der Vater besorgte alles gewissenhaft und pünktlich. Den ganzen Tag ging's ihm im Kopfe herum, wenn er etwas auszuführen hatte.

Wir waren nicht reiche Leute, aber wir zählten so zu den Besseren, wie man sagt. Der Vater schrieb auf der Bürgermeisterei, den Lehrern zahlte er den Gehalt aus, die Anweisungen alle gingen vom Bürgermeister an ihn, und wer überhaupt Geld wollte, musste sich an ihn wenden. Er wurde drum von jedermann freundlich behandelt, von einigen ward ihm geschmeichelt. So waren wir angesehen. Es hätte schon alles gut sein können, wenn die Mutter nicht krank gewesen wäre.

Manchmal, wenn ich recht fröhlich aus der Schule heim kam, stand der Vater schon an der Hausthür und rief mir zu:

„Leise, leise, Lukas! Die Mutter ist wieder krank geworden. Der Herr Doktor ist drin. Wirst heut nicht viel zu essen kriegen. Nimm dir ein Stück Brot und Wurst dazu. Ich hab' dir schon abgeschnitten, und verhalt dich still, damit die Mutter nicht aufwacht, wenn sie schläft."

Das machte mich dann immer doppelt traurig, weil ich so fröhlich gekommen war.

Ich schlich in die Küche und versorgte mich und setzte mich dann in den Hof, und wenn ich satt war, krümelte ich den Hühnern von meinem Brote hin oder that's auch, weil's mir nicht mehr schmecken

wollte. Wenn dann der Doktor wieder fort ging, fragte ich ihn, ob denn die Mutter bald wieder gesund werde.

„Bald!“ — sagte der Doktor jedesmal.

Ordentlich erleichtert lief ich dann ins Feld und verbrachte den Mittag, bis ich wieder Hunger hatte.

Ich glaub', der Vater war ein wenig stolz auf mich. Wenn der Lehrer kam, der die Privatschule hatte, und seine Pension holte, wurde er immer in die Stube geführt, und der Vater fragte ihn aus, wie ich lerne und wie's überhaupt mit mir stehe.

Andere Buben waren viel fleissiger als ich, aber ich war doch ein guter Schüler. Es fiel mir alles in die Hände, geradezu.

Ich erfasste rasch. Ich wusste gleich wo aus, wo ein. Und dann hatte ich mit so jungen Jahren viel gelesen. Der Vater hatte einige Bücher, von Goethe, von Schiller, von Körner, den Don Quichotte. Und alle Sonntage kam das Kreuzermagazin. Das las ich alles. Auch in der Bibel las ich, obgleich wir katholisch waren, und auch sonst las ich alles, was ich auftreiben konnte. Alles trug ich dann wie eigene Erlebnisse mit mir herum. Auch von dem, was mir in der Schule gefiel, ergriff ich so Besitz, als wenn's mein wäre und von mir stamme. Ich glaubte das selbst oft, und erzählte von Dingen, die mir begegnet wären, und die ich doch nur gelesen hatte.

Ich hätt' so meine Einbildungen, sagte die Mutter. Eine Einbildung allerdings quälte mich lange: ich sah den Tod leibhaftig, gross, schwarz gekleidet, am hellen Tage oft draussen gehen, in der stillen Mittagszeit; bald auf der Landstrasse hinschreiten, — an einen Baum sich lehnen, in den Weinbergen auf und ab gehen. Ich konnte das gar nicht los werden und wagte es auch niemand zu sagen. Denn ich hatte nur immer Angst, ihm einmal zu begegnen, und ich fürchtete auch, er werde einmal in unser Haus eintreten und die Mutter abrufen.

Aber wie viel auch die Mutter kränkelte, sie raffte sich immer wieder auf. Sie that ihre Arbeit im Hause und im Garten. Sie

ruhte dabei dann und wann einmal, seufzte tief und sah vor sich hin. Sie dachte immer ans Sterben und fürchtete sich so davor. Sie wollte so gerne, gerne leben.

Wenn ich mit ihr allein war in der Stube, weinte sie. Selten hab' ich sie lachen sehen. Sie durfte es auch gar nicht, denn immer schloss ihr Lachen mit einem Husten, und dann sassen wir alle in Angst und Schrecken. Ich war nun gross genug geworden, alles zu verstehen; ich verstand also auch die Gefahr, die uns drohte. Ich hatte manche bange Nacht. Denn oft hörte ich ja in meinem Stübchen oben den Husten der Mutter. Und ich hatte auch so eine Furcht vor den Krankheitstagen. Man musste immer auf den

Zehen schleichen, man durfte kein lautes Wort sagen; denn der Vater war schon böse, wenn man sich nur räusperte. „Denk doch an die Mutter!“ schalt er mich dann.

Die Leute fragten von nun an weniger neugierig im Dorf, aber viel besorgter. Einmal war die Mutter schon tot gesagt. Mir brannt's auf der Zunge, es ihr zu sagen, denn Totgesagte werden alt, ist der Glaube der Leute.

Ich sagt's vorsichtig erst dem Vater. Er verbot mir, nur ein Wörtchen davon zu reden. Aber ich wusste jetzt wenigstens, dass die Mutter noch lange leben würde, und ich war sehr froh.

Viertes Kapitel

Es war ein Jahr vor meiner ersten Kommunion. Ich hatte einen Kameraden gefunden. Gegenüber unserer Schule war ein Laden aufgethan worden. Die Leute waren noch fremd im Dorfe, denn sie waren erst zugezogen.

Am Sonntag kam der neue Kaufmann zu meinem Vater. Er empfahl sein Geschäft. Draussen vor unserem Thore wartete sein Sohn auf ihn. Der war so alt wie ich. Er ging auch in meine Schule. Ich sprach ein Weilchen mit ihm, und wir verstanden uns gut. In der Schule war ich nämlich ein wenig scheu. Die vielen beirrten mich. Jetzt so allein

mit dem Jean-Baptiste war ich zutraulicher und offenherziger.

Ich schlug ihm vor, wir wollten einen Gang ins Feld zusammen machen. Er willigte ein.

Wir gingen in die Wiesen. Ich führte ihn den Bach entlang. Ich nannte ihm die Namen der Dörfer auf den Höhen ringsum. Wie die all dalägen und lauerten und in unser Dorf hineinsähen und acht gäben, dass nichts aus und ein ginge, was ihnen nicht recht wäre. Wie Kriegsknechte lägen sie und bewachten uns.

Er sah mich gross an.

Ich pries ihm, was alles schön wäre hier bei uns. Und wie alles so schön wäre. Die Wiesen pries ich und die

Weinberge und den Bach und die hohe Pappel, die Mühle und die alten Weiden.

Er hatte alles ganz ruhig angehört. Dann fragte er plötzlich, ob wir noch weit gehen wollten.

Ich war ein wenig verstimmt. Ich sagte: Nein, wir könnten gleich halten. Wir könnten auch gleich umkehren, wenn er wollte.

Wir waren an meiner grossen Pappel. Sie flüsterte heute nur. Es war wie dünnes Singen, manchmal wie Wimmern. Ich lauschte entzückt. Aber ich wagte nicht, dem Jean-Baptiste etwas davon zu sagen, denn ich dachte noch dran, wie mich der frühere Freund ausgelacht hatte.

Es hatte vom Freitag auf Samstag die ganze Nacht geregnet. Der Bach hatte

reichlich Wasser. Das Wehr rauschte. Es packte mich mächtig.

Ich erzählte dem Jean-Baptiste, dass es Reiter gäbe mit Pferden, die durch die Luft fliegen. Immer rasender gehe ihr Flug. Unaufhaltsam. Und die wilden Tiere schnaubten. Drei, vier nur, die seien wie ein ganzes Heer. Und die Reiter jagten einander nach. Sie schössen mit silbernen Pfeilen gegeneinander. Das klinge in der Luft, das sei wie dünnes Singen und Wimmern. Ich wollte sagen, ich sehe die Pferde, ich höre sie schnauben, ich höre die Pfeile. Aber ich wagte es nicht. Denn der Jean-Baptiste hörte mir ganz still zu und verzog keine Miene.

Wo ich das gelesen habe? fragte er.

Ich wurde rot. Ich log, meine Mutter habe mir das erzählt.

Ob's wahr wäre? sagte er.

Ich wurde ganz warm innerlich. Gewiss, versicherte ich, meine Mutter sage nur die Wahrheit, und sie habe sie schon selbst gesehen, die Reiter und die Pferde, die Bogen und die Pfeile — und „ich auch, ich hab' sie auch gesehen." Da war's heraus.

Der Jean-Baptiste nahm mich am Arm. „Komm," sagte er, „wir wollen heimgehen. Es geht zum Mittag." Ich wusste nun nicht, wie er's aufgefasst hatte, und ich ging mit ihm.

Andern Tags freilich ward ich's gewahr. Er erzählte es allen Buben in der Schule. Alle lachten mich aus und

neckten mich damit, wo sie mich sahen. Ich war aber schon so fest, ich ärgerte mich nicht mehr. Ich ertrug den Spott.

Der Jean-Baptiste aber kam zu mir und fragte, ob ich ihm böse sei. Wenn er das gewusst hätte, hätt' er nichts gesagt. Obgleich ich ihm gezürnt hatte, war ich ihm jetzt doch nicht böse. Vielleicht war da aber ein anderes schuld.

Als ich mit ihm heim zu seiner Mutter gekommen war, sass da am Tisch ein Mädchen und las im Lesebuch vom Jean-Baptiste. Ich sah sie lange an. Es kam etwas Seltsames in mich. Wie, als ob ich plötzlich in einem hellen, weissen Lichte stehe. Ich war beschämt und erhoben, traurig und froh. Ich hätte gehen

mögen, und musste doch bleiben. Ich fühlte mich wie erwachsen. Wie ein Mann voller Kraft. Und stand so breit und fest.

Das heisst, ich sage das heute all so, weil ich schon oft drüber nachgedacht habe, wie mir war. Es war ein seltsames Gefühl, etwas Heiliges und Andächtiges, das über mich gekommen war. Wie ein Traum halb, und wie ein freudig staunendes Erwachen.

Ich reichte der Mutter die Hand und dem Mädchen.

„Wie alt bist du denn?" fragte mich die Mutter.

„So alt wie der Jean-Baptiste," sagte ich.

„Da bist du grad ein Jahr älter als das Luischen. Bist du aber schon gross! Herrje! Dreizehn Jahre erst und so gross!"

„Ich bin auch bald vierzehn," sagte ich. Ich war ordentlich stolz. Ich warf mich in die Brust. Und das Luischen sah zu mir auf und lächelte.

„Gehst du auch zum Jean-Baptiste in die Schule?"

Ich bejahte.

„Da kommst du ja öfters zu uns," sagte die Mutter. „Und deine Federn und Bleistifte kannst du all bei uns kaufen. Wir schneiden auch gleich die Federn."

Ich sagte, mein Vater schneide mir die Federn immer. Er kaufe sie in Mainz.

„Das braucht er jetzt nicht mehr. Er kann sie gerade so gut bei uns haben."

Dann ging ich.

Am Nachmittag war ich wieder da.

Ich führte den Jean-Baptiste und das Luischen in die Wiesen. Dem Jean-Baptiste war's nicht recht. Er wollte zu Buben, spielen und sich abhetzen.

Ich sagte, er sollte doch nur hingehen.

„Ja," sagte das Luischen, „wir finden den Weg allein." Da lief der Jean-Baptiste ins Dorf. Wir gingen ans Wehr, den Bach hin, sassen unter der Pappel, sassen auf der kleinen Brücke, warfen Steinchen ins Wasser, sahen die Ringe wachsen und vergehen, sahen die Fischlein hin und her schiessen und die Wasserspinnen übers Wasser laufen.

Und das Luischen hörte aufmerksam zu und freute sich über alles, was ich erzählte. Sie lachte manchmal hell auf vor

Freude. Unter der Pappel erzählte ich ihr die Geschichte von den schnaubenden Pferden und den silbernen Pfeilen, die kühne Reiter schossen. Da wurde ihr angst, und sie drückte sich an mich.

Ich pflückte ihr einen Wiesenstrauss, und wir gingen nach dem Dorfe zu, sie heim und ich heim.

Ich hielt's nun zu Hause gar nicht mehr aus. Ich lief mit meinem Buche den Hang hinab ins Wiesenthal. In heisser Aufregung las ich mein Pensum durch, bis das Luischen kam. Es flog mir alles nur so in den Kopf. Ich wusste nicht nur den Sinn, ich wusste ganze Sätze auswendig. Es war alles überglüht in mir und angespannt. Ich sang, was ich zu lernen hatte, so erregt war ich.

Dann hielten mir plötzlich zwei kleine Hände die Augen zu: „Wer ist's?“

„Das Luischen!“ rief ich.

Da war ich frei. Ich warf das Buch hin und plauderte mit ihr und sah ihr in die Augen.

Es überkommt mich heute noch wie etwas Wohliges und Goldenes, wenn ich daran denke.

Ich hatte so wenig gelacht und gejubelt. Ich lachte und jubelte nun, dass es weithin schallte. Es war, als ob nun alles wach wäre in mir. Und doch war alles verschleiert wie im Traume.

Ich beobachtete alles schärfer, ich brachte alles fertig. Ich sprang über den breiten Graben, wenn das Luischen eine

Blume drüben wollte. Ich kletterte auf den Baum, wenn sich's einen Apfel wünschte. Ich lief stundenlang einem Schmetterlinge nach und fing ihn ihr. Und wusste doch gar nicht, was es war, das mich trieb. Ich wollte alles für Luischen thun, alles vor ihm thun. Und wusste auch gar nicht warum. Es war, wie gesagt, etwas Seltsames über mir. Wie ein Kätzchen war ich, wenn ich ihr in die Augen sah, wenn sie lächelte, wenn ich sie an der Hand führte. Ich war so besorgt um sie. Nur selten, dass ich wild mit ihr umging. Und wenn ich's mal gethan hatte, bereute ich's immer. Ich bat sie, nicht böse zu sein. Ich wollt's auch nie mehr thun.

Sie strich mir dann übers Haar. So, wie's die Mutter that. Nur nicht so traurig. Viel lieber, viel, viel lieber.

Die Mutter hatt' ich wirklich schon halb vergessen. Ich war viel weniger bei ihr. Einmal sagte sie mir: „Bist immer draussen, Bub, bist gar nicht mehr bei mir. Hast mich ganz vergessen. Springst sogar mit dem Buch ins Feld. Und tollst dann mit dem Luischen draussen herum."

Ich fühlte aber gar kein Mitleid. Ich musste nur an das Luischen denken.

„Aber hast ordentlich rote Backen und helle Augen. Ist dir doch gesund, so viel im Freien. Na, da thu's halt. Sei immer draussen, dass du gesund bleibst und recht lange lebst."

Ja, gesund wollt' ich bleiben und leben, recht lang. Ewig! O, hatt' ich's Leben so gern!

Ich dachte, wie gut die Mutter doch wäre. Da bekam ich Thränen. Die Mutter wischte sie mir ab und tröstete mich. Sie wollte mich ja nicht daheim halten. Ich sollte nur hinausgehen ins Freie. Aber auch tüchtig lernen sollt' ich, dass was aus mir werde.

Der Vater fuhr mich mal barsch an. Das Herumstreichen müsst' jetzt mal aufhören. Ich sei bald vierzehn und komme eigentlich aus der Schule, da hör's mit den Possen auf.

Er hielt mich nun auch wirklich zu kleinen Arbeiten in Haus und Garten an,

und an manchen Tagen kam ich gar nicht fort. Da musst' ich mir denn manche List ersinnen, fortzukommen, und manche Ausrede, wenn ich zu lange ausblieb. Aber ich führte es durch.

Ich weiss noch, ich war in der Zeit vom Odysseus erfüllt, und ich erzählte dem Luischen von ihm, wie der immer eine List gefunden habe in der Gefahr. Den ganzen trojanischen Krieg erzählte ich ihr, die Irrfahrten des Odysseus, und da ich in ihm immer mich selber sah, strich ich ihn ganz besonders heraus.

„Aber hättest du dem Polyphem auch das Auge ausbrennen können?

„Gewiss," sagt' ich, „ich wollte doch leben. Er hätt' mich sonst auch gefressen."

„O pfui!“ sagte sie. „Ich krieg' Angst vor dir, Lukas!“ —

Ich ging nun schon in die Kommunionstunde.

Einmal sprachen wir davon. Das Luischen erzählte, der Pfarrer habe verboten, dass die Mädchen mit den Buben spielten.

„Aber wir dürfen doch zusammen spielen,“ sagte ich.

„Wenn's aber jemand sieht und dem Pfarrer anzeigt?“

„Und dann?“ fragte ich kühn.

Das Luischen besann sich ein Weilchen.

„Dann schimpft er mich vor allen Mädchen und sagt, dass ich Sünde gethan habe — und sagt's auch meinem

Vater, — und dann dürfen wir gar nie mehr zusammen sein."

Ich blieb still. Nach einer Weile reichte ich ihr die Hand: „So geh, Luischen!"

Da umschlang sie meinen Hals und weinte.

„Nein, nicht, Lukas, nicht! Ich komm' immer zu dir. Es ist ja so schön. Wir sind so froh und glücklich. Ich mein', du wärst mein Bruder. Viel lieber hab ich dich als den Jean-Baptiste. Der schlägt mich und schimpft mich und gönnt mir keinen Apfel, keine Blume, gar nichts. Er will alles für sich."

Ich wollte aber hart sein. „Es ist ja doch Sünde. Und du fürchtest dich ja auch."

Sie hielt mich fest und sah mich lange mit wachsenden Augen an. Dann küsste sie mich flüchtig. „Lass, Lukas, ich komm' doch. Ich komm'. Aber du gehst zur heiligen Kommunion, ist's da für dich keine Sünd'?"

„Wenn ich ein Schwesterchen hätte," sagte ich sehr überlegen und von oben herab, „spielte ich ja auch mit dem. Wär' das Sünde? Und du bist doch meine Schwester, Luischen."

Wir machten nun aus, dass wir uns immer heimlich treffen wollten, damit der Pfarrer nichts davon hören könne.

Manchmal, gegen Abend, kam das Luischen auch zu uns herauf, und wir spielten miteinander, dass meine Mutter

dabei war. Selten ging ich mal zu ihnen hin. Ich mochte den Jean-Baptiste nicht mehr leiden. Er war auch gar nicht mehr gut zu mir. Er machte mir auch manchmal böse Bemerkungen vom Pfarrer und von seinem Vater. Er drohte, alles hinterbringen zu wollen. Und einmal nannte er das Luischen „meinen Schatz“. Da wurde ich glühend rot und ging weg von ihm.

Als ich dann am Abend das Luischen von unserm Hause aus heimbegleitete, sagt' ich's ihr. Sie drückte meine Hand und sagte: „Aber du bist ja auch mein Schatz, Lukas!“

Und sie sprang an mir auf und küsste mich. Seitdem küssten wir uns, so oft

wir auseinander gingen. Wir waren wirklich nicht mehr Bruder und Schwester. Das eine Wort hatte uns alles aufgeschlossen. Wir hatten das Leben, wir hatten uns. Unsere Herzen waren vom Leben und seinen schönsten Trieben erfüllt. O, wie denk' ich daran zurück! Sie lagen in uns, wie die Sonne auf jungen Blüten liegt. Sie wachsen davon und thun sich auf — aber sie fühlen nichts von dem, was ihnen Frucht giebt und Reife. Sie wachsen und treiben nur, weil's Frühling ist. Sie haben kein Ziel. Es liegt verborgen in ihnen, es ist ihr dunkler Sinn. Sie saugen sich voll und werden schöner und schöner — in lieblicher, lachender Unschuld.

So liebten wir uns, so küssten wir uns. Wir erzitterten, aber wir erröteten nicht. Wir sahen nur das Licht und wussten von keinem Dunkel. Es war eine selige, selige Zeit. So lieblich und rein! Bruder und Schwester waren wir doch — in unserer Lenzliebe, die von keinem Sommer wusste und keinem Herbst, nur von ihrem Blühen beglückt war, das sich über Nacht aufgethan hatte.

Wie denk' ich jetzt daran, da ich alt bin! Es liegt wie ein Lächeln in mir nach einem schönen Traume.

Fünftes Kapitel

„Ich muss Ihnen doch auch etwas von meinem alten Lehrer sagen, bei dem ich in die Schule ging," begann der arme Lukas, als ich am folgenden Tage wieder in der Dämmerung bei ihm sass.

Meine Uhr war noch nicht fertig. Die Rädchen lagen zum Teil blitzblank unter dem einen Glase, die anderen waren noch nicht nachgesehen, gebürstet und aufpoliert.

„Es gehen noch ein paar Tage drauf," sagte der arme Lukas. „Wissen Sie, die Augen! Es will nicht mehr recht. Es wird ihnen allmählich zu viel. So all die Jahre, und was man all in der Welt

gesehen, was den armen Augen weh thun musste! O du lieber Gott! Da haben sie recht, dass sie einmal aufhören wollen. Wollen Ruh' haben, sich verschliessen! Ist auch 's allerbest. Wenn man jung ist, meint man, die Welt sei auf zwei Augen gestellt; wenn man alt wird, sieht man, dass es viele sind, auf denen sie steht, und dass es viel bessere, jüngere, kräftigere sind als die eigenen. Da macht man sie von selbst zu."

Es gab eine kleine Pause. Ich wollte nichts sagen, um den Alten nicht zu stören. Er war ganz versunken und wiegte ein paarmal den grauen Kopf und trommelte mit den Fingern auf seinem Werktisch.

Nach einer Weile begann er ganz von selbst wieder.

„Ich wollt' Ihnen aber von meinem alten Lehrer erzählen. Er war ein sonderbarer Mann. Als er noch jung gewesen, war er wohl ein Feuerkopf gewesen, der die Welt herumwenden wollte. Aber das hat sich mit der Zeit gegeben. Seine vier Wände waren ihm die Welt geworden, als sie ihn aus dem Amte gejagt und ihm nach viel Scherereien und Kämpfen die Gnadenpension gegeben hatten. Es war so eine Zeit damals, als er noch jünger war. Da war mancher unten, der gegen oben schlug, und dabei zog er natürlich den kürzeren.

Wir lernten viel bei ihm. Ich hab'

es so nirgends wieder getroffen. Es war nicht das, was in den Büchern stand, es war so was, das von ihm ausging. Es wurde mir alles gleich und so recht lebendig durch ihn. Aus ihm heraus. Freilich war er ungleichmässig. Heut' hart und streng, morgen weich und gütig. Ja, die vier engen Wände, wenn so einer hinaus will. Wenn er aus ihnen hinausgewachsen ist! Er lief manchmal minutenlang auf und ab, ohne uns zu beachten. Mit grossen Schritten von Wand zu Wand. Und manchmal stand er am Fenster und sah hinaus. Immer ins Weite. Aber es half nichts. Das war ihm all verschlossen. Festgehalten war er. Dann kam's wie ein Erwachen auf ein-

mal. Dann seufzte er ganz schwer und wund. Ich hör's noch, ganz schwer und wund.

Er war ein wunder Mann.

Eines Tages mussten wir leise durch den Hof gehen, so wie ich zu Hause gehen musste, wenn die Mutter krank war. Voller Erwarten sassen wir in den Bänken. Die Frau unseres Lehrers kam mit rotgeweintem Gesicht herein und sagte uns, dass ihr Mann schwer krank liege. Er habe die Nacht einen Schlaganfall gehabt. Wir sollten still nach Hause gehen. Wenn er sich wieder erhole und ein paar Stunden halten könne, wollte sie uns rufen lassen. Aber wir sollten keinen Lärm machen. Schwer krank sei unser Lehrer.

Ein paar liefen eiligst heim und waren froh, Ferien zu haben. Mir lag's schwer auf dem Herzen. Ich dachte gleich ans Sterben. Ich wollte aber meinen Lehrer nicht verlieren.

Vierzehn Tage hatten wir frei. Der Vater schickte mich jeden Tag fragen, wie's ginge. Schlecht, hiess es anfangs. Nach ein paar Tagen ward die Auskunft besser. Und eines Tages wurden wir bestellt. Wir waren nun aber nur noch vier, fünf Schüler. Unser Lehrer lag im Bett. Von da aus hielt er uns Stunde. Wir sassen um den grossen, runden Tisch, der in die Krankenstube gestellt war.

Es war ergreifend. Ich denk' ewig

daran. Es war, als wollte uns der Alte sein letztes Bestes geben. Es war, als nähm' er uns an der Hand und führe uns hinaus. Und alles Licht sei heller draussen und alle Schönheit schöner. Es war so ein Glanz auf allem, wie man's an Feiertagen fühlt, wenn alles schweigt draussen und man allein hingeht in die Stille, die ruhende Natur.

Es war lauter Leben. Ich sah die Wiesen um mich, und das Wehr sah ich, die hohe Pappel dabei und den geschlängelten Bach. Die Büsche am Ufer sah ich und die alten Weidenstümpfe. Die Hügel rings und die Weinberge, und die Dörfer oben, die in unser Thal lugten von ihren Höhen herab. Der todkranke

Mann, der uns das Leben zeigte! Es waren Schauer, die ich empfand.

Und wie das all geschah! Es war ein halbes Lallen. Seine Sprache hatte ein wenig gelitten, und wenn er etwas nicht gleich so ausdrücken konnte, wie er wollte, liefen ihm die Thränen unter der Brille herab.

Manchmal weinten wir mit ihm.

Wir sassen dann aber wie die Mäuschen, wir vier, fünfe. Wir waren ja seine besten Schüler gewesen. Nun lag was Eigentümliches von ihm in uns. Nun lag etwas über uns, das uns andächtig machte.

Dann verbot's der Arzt. Der Kranke werde zu sehr geschwächt durch die Stunden.

Er drückte jedem von uns die Hand. Und während er sich in die Kissen zurücklehnte, sagte er: „Ich muss also doch beschliessen. Es war nur wenig, das ich hatte. Und es war so kurz. Ich hatte einmal volle Hände, — ich glaubt's wenigstens. Jetzt sind sie leer. Aber ich hab' nur wenig davon verteilt, mehr, viel mehr hab' ich davon verloren. Verzetteln müssen! — Aber geht jetzt, Kinder! Haltet fest, was ihr habt! Es liegt noch viel vor euch. Thut die Hände auf und rafft zusammen von all dem Hohen und Schönen, das ausgestreut liegt."

Er stützte sich noch einmal auf und sagte mit unendlich traurigem Blick zu uns: „Es liegt viel ausgestreut, und die

Welt ist weit. Mancher möcht' viel haben und viel geben, aber das Leben sperrt ihn ein."

Ein paar Tage darauf wurde der Alte begraben. Ein freireligiöser Pfarrer aus der Pfalz kam und begrub unsern Lehrer. Er war früher auch sein Schüler gewesen. Ich vergess' nicht, wie der gesprochen hat von ihm. Es ist mir noch grad wie heut'. Es war alles so lebendig, so ganz im Sinne von dem Alten, der da unten ruhte. Der hätt' gelächelt dazu, hätt' er's hören können. Wenn ich heut' drüber denke, und an den jungen Prediger aus der Pfalz denke, ist's mir, als sei da schon aus der Wurzel vom alten ein junger Baum gewachsen gewesen, und dieser

junge Baum habe schön am Platze des alten gestanden — eine Hoffnung der Zukunft. Herrgott! Ja, junger Freund, wir unterschätzen oft ein Wirken — und seine Früchte sehen wir nicht, — und doch haben wir schon unsern Anteil an ihnen.

Aber um etwas aus den Abschiedsworten zu sagen, da war eines schön und wichtig, was der Schüler von seinem Lehrer gesagt hat: „Ich habe von dem Gottesglauben, der sich nur äusserlich offenbart, nichts von ihm gehört, als ich sein Schüler war. Aber die Liebe hat er mich gelehrt und die Güte zu allen Menschen und ihrem Verfehlen. Vielleicht war er einmal ausersehen gewesen, auf

Höhen zu gehen und vor vielen herzuschreiten; aber das Schicksal hat ihn fallen lassen und hat ihn eingeengt, und sein Leben und Wirken war in Zwang und Haft."

Ich habe das nie vergessen können. Es war ja auch dasselbe, was der Alte uns auf dem Sterbebette gesagt hatte. Aber ich hab' damals noch nicht begriffen, was ein verfehltes Leben heisst, und ich hab' nicht gewusst, dass das Leben manchen nur schmückt und auszeichnet, um ihn damit wie mit einer Last zu beladen — und daran verschmachten zu lassen. Oder auch — um ihn zu prüfen.

Sechstes Kapitel

Ich kam jetzt nach Mainz in die Schule. Zu Hause wurde viel beraten. Ob ich jeden Tag nach Mainz gehen sollt' — es war ein Weg von zwei guten Stunden — ob ich ganz in der Stadt wohnen sollte. Der Vater wollte, dass ich gehe. Die Mutter war dagegen. Es wäre mir zu viel zugemutet. Bei Regen und Wind, in der Sommerhitze und in der Winterkälte, das könne ich nicht aushalten. Der Vater meinte, ich sei ja gesund, und ich liege ja so auch den ganzen Tag im Freien herum. In Mainz wohnen und essen, das käme zu teuer, sie sollte nur mal rechnen.

Aber die Mutter wusste einen Rat. Sie hatte Verwandte in Mainz, an die dachte sie. Sie und der Vater gingen mit mir dahin, und ich wurde bei ihnen untergebracht. Es waren gute Leute, und sie haben mir viel Gutes gethan. Sie haben nie gross Aufhebens davon gemacht. Ich bin ihnen still stets dankbar geblieben, wenn's auch den Anschein hatte, ich hätte sie vergessen.

In der Schule ging mir's gut. Nur dass ich mein Dorf nicht vergessen konnte. Ich musste immer heim denken, an die freie Natur, unser Häuschen an der Höhe, unsern Garten, die Dörfer auf den Bergen rings. An die Wiesen draussen und den geschlängelten Bach,

die Weiden und die Pappeln — und an die alte Mühle, versteckt dahinter. Alles fiel mir ein, was da stand und wuchs, — und vieles, das ich früher gar nicht beachtet hatte. Alles war mir lieber, viel lieber noch als früher. Und ich träumte mich jeden Tag heim, ganze Stunden lang.

Dann freilich, wenn so das Träumen über mich gekommen war, ging mir's übel in der Schule.

Ich dachte auch an das Luischen. Es war ein schwerer Abschied von ihr gewesen. Als es gegen Abend ging und schon im Dorf die Gassen dunkel waren, stand ich an ihrem Hause und wartete. Sie kam, und wir gingen zusammen

hinaus ins Feld. Wir wussten gar nichts zu sagen zu einander, so voll war uns das Herz.

Um uns war die Dunkelheit, über uns hingen die Sterne. Wir schritten Hand in Hand, schweigend in das Schweigen hinaus.

Ich sagte: „Morgen geh' ich nach Mainz, Luischen!"

Sie blieb still.

„Thut dir's leid, Luischen?"

Sie drückte meine Hand.

„Da sehen wir uns nicht mehr tags, — und nicht am Abend."

„Da vergisst du mich, Lukas!"

„Nein, Luischen, nein! Nie!"

„Und in Mainz ist's auch viel schöner."

Darauf wusst' ich nichts zu sagen.

„Ich denk' immer an dich, Lukas. Wenn die Sterne aufgehen, denk' ich an dich. Immer wenn's Abend wird. Weisst du, wie in der Geschichte, die in deinem Geschichtenbuch steht? Weil auch uns die Sterne das einzige sind, was wir zusammen sehen können, auch wenn wir weit voneinander sind. Grad wie dort."

„Ich denk' schon an dich."

„Aber, Lukas, wenn du mal nicht an mich denkst, einmal nicht, seh' ich's gleich den Sternen an und merk's auch am Abend. Glaub's nur, Lukas. Du wirst's dann auch gleich merken, wie ich weine und dir Vorwürfe mache."

Ich erschrak. Das Luischen war sehr heftig geworden. Es trat etwas schwer vor mich hin, es hing etwas über mir, das mir Schreck und Besorgnis einjagte. Dann fasste ich mich.

„Das ist ja Unsinn, Luischen. Die Sterne sind so himmelweit, und der Abend ist dunkel und sagt nichts.“

„Red dir nichts ein, Lukas,“ stampfte sie auf. „Ich sag dir, ich versteh's schon.“

Ein Wind fuhr auf und fuhr durch die Bäume. Über mir rauschte es tief und unheimlich.

Wir waren an der Pappel am Wehr. Rings war schwarze Nacht, alles still. Dann und wann ein verlorener Laut. Dann und wann das gewaltige Rauschen

der Pappel und ein Flüstern im Gras, wenn der Wind drüber hinlief.

Und wir zwei junge Menschenkinder, die noch nichts vom Leben wussten und nicht recht verstanden, was in unseren Herzen lebendig geworden war, wir standen stumm und hielten uns an den Händen.

Es war wie eine heilige Stunde. Die Schauer liefen mir den Rücken lang. Ich fürchtete mich nicht, ich fühlte nur alles so stark und mächtig um mich und über mir, und es zwang mich, dass ich mich neigte und dem Luischen ins Ohr flüsterte, ganz schwer und feierlich, und als sei ich eines Anderen, Höheren Mund: „Wenn die Sterne kommen — und wenn's

Nacht wird, denken wir immer aneinander und sagen uns Botschaft.“

Sie hob den Kopf und umschlang mich.

„Ich hab dich so lieb — so lieb, Lukas!“

Sie küsste mich, und ich sie.

„Und ich will gar nicht weinen um dich und gar nicht traurig sein. Ich hab' ja den Abend und die Sterne, und ich weiss, dass du mit ihnen mein bist.“

Dann gingen wir nach Hause. Und ehe wir voneinander schieden, küsste sie mich auf die Stirn. „Der Kuss soll brennen wie Flammen, bis ich dich wieder küsse, Lukas.“

Fort war sie.

Aber jeden Abend packte es mich seltsam. Ich war für alles rings um mich tot. Ich konnte nichts thun und denken. Nur das eine: ich war bei dem Luischen. Ich stand am Fenster und sah, wie's dunkelte. Ich sah empor zu den wenigen Sternen, die zwischen den hohen Häusern hindurchblickten. Wie eine Andacht war es in mir. Und der letzte Abend stand vor mir. Ihr Kuss aber brannte auf meiner Stirn, als ob's eine Flamme wäre. Einige Augenblicke — dann war's vorbei.

Einmal sah mich meiner Mutter Tante ganz erschreckt an und fragte, ob ich krank sei. Ich sei totenblass. Es fehlte mir aber nichts. Und während des

Sprechens oder Arbeitens kam auch meine Gesichtsfarbe wieder.

Es war ja nur ein kindliches Spiel, das wir trieben, aber es hatte sich in unseren jungen Herzen so festgesetzt wie der tiefste Ernst. Es beherrschte uns ganz. Das änderte sich auch nicht durch die Ferien. Wir sahen uns dann in unserm Hause, wenn das Luischen zur kranken Mutter kam, wir gingen durchs Feld wie früher, wir trafen uns am Abend und küssten uns zum Abschied.

Wenn ich wieder in Mainz war, dachten wir aneinander, wenn die Sterne kamen und das Dunkel sich auf die Gassen senkte.

Mein Spaziergang war am Rhein. Tagtäglich. Ich stand auf der Schiffbrücke

und sah den Wellen zu. Ich ging am Ufer und sah hinüber zu den Taunusbergen. Wie ich einst mein enges Fleckchen Erde daheim liebgewonnen, so jetzt hier die Landschaft und in ihr jeden Winkel — jeden Hügel und Baum, jedes Haus und jeden Schatten. Anfangs hatt' ich alles mit daheim verglichen. Bald konnt' ich alles selbständig festhalten.

Und ich that's allmählich mit Absicht. Mit der Absicht, es dem Luischen zu sagen, zu zeigen.

Mein ganzes inneres Erleben, mein Lernen und Wachsen, es war ja all für sie.

Ich versuchte manchmal, ein Bildchen, das mich gepackt hatte, für sie festzu-

halten. Aber ich war nie damit zufrieden. Es gelang mir nicht recht.

Ich lag stundenlang wach im Bett und schrieb ihr Briefe. In Gedanken natürlich. Denn wir schrieben uns nicht, weil das nicht gut zu machen war. Aber ich spann so alles aus, was ich erlebt hatte. Heut' kommt's mir vor, als sei's gut so gewesen. Ich hab' mir damit über jedes Vorkommnis, jedes Erlebnis Rechenschaft gegeben. Ich erlebte und ward mir dessen klar und bewusst. Vieles lernt' ich verstehen, und vieles erweiterte sich mir, was man von keinem Lehrer, aus keinem Buche lernen kann. Es war mir alles so lebendig und aufgeschlossen. Wozu das wäre, wusst' ich ja damals nicht. Aber manch-

mal war mir's doch, als sammle ich und schaffe mir Vorrat für später. Und oft war mein stiller Wunsch, einmal viel in mir zu haben, um viel hergeben zu können. Ihr natürlich — und jedem, der begehrte.

Vielleicht auch der Keim eines Fruchtkornes, das mein alter Lehrer in mich gelegt hatte. O, es wächst manches in uns, von dem wir nicht wissen, wie es in uns kam. Der, der's uns gab, weiss nicht davon, steht abseits und hat nicht Verdienst. Oder er schlummert in der Erde, wie der gute Alte, bei dem ich auch jetzt noch manchmal ein Stündlein in Gedanken sass.

Es zog mich mit der Zeit immer mehr von den Büchern weg. Hinaus in die

Natur! Ich wurde bald ein schlechter Lerner. Aber ich reifte doch ganz anders wie meine Mitschüler. Ich lebte alles anders. Und wenn mir's auch einmal in der Schule übel ging, mit etwas anderm riss ich mich immer wieder heraus. Glänzend. Ich war drum auch sehr angesehen in der Klasse. Wohl war ich ein wenig einsam. Aber um so höher zählte ich.

Wir hatten damals einen neuen Lehrer in den Sprachen bekommen. Er war noch jung. Aber ganz mein Mann. Es gab nicht zu büffeln bei ihm.

Im Deutschen stellte er eine Probe an, um uns mit einem Schlage kennen zu lernen. Er sagte es uns, was ihm die Aufgabe bedeutete. Wir sollten eine

Schilderung unseres Heimatortes geben, mit Historischem und allem, was uns bedeutsam erscheine.

Ich war Feuer und Flamme. Ich dachte an das Luischen. Ich dachte auch an meine Mutter. Lebendig stand alles vor mir. Nur zu greifen hatt' ich, nur hinzugreifen. Und alles, was ich von der Vergangenheit meines Dorfes gelesen und gehört hatte, fiel mir ein.

„Mein Dorf", schrieb ich als Überschrift, um mich deutlich von den Mainzern zu unterscheiden.

Und ich malte aus. Ich hab' vergessen, was ich schrieb. Aber das Feuer, das in mir aufgegangen war, das starke Hingenommensein, in dem ich wie in einem

Zwang stand, die Glut, das Träumen, das Gehobensein, das, meine ich, könnt' ich mir immer wieder wachrufen. Nicht so beseligend, nicht so, um es ausdrücken zu können, um etwas dadurch leisten zu können wie damals; aber ähnlich warm und verklärend.

Andern Tags kam der Lehrer mit einem einzigen Heft in die Klasse. Ich erkannte sogleich, dass es das meine war, und das Herz fiel mir in die Schuhe.

„Lukas Schlüssel,“ sagte er, „komm heraus, liess deinen Aufsatz vor.“

Ich las ihn mit hochklopfendem Herzen. Alles war mäuschenstill. Als ich fertig war, legte mir der Lehrer die Hand auf die Schulter: „Du musst ein Maler werden

oder ein Dichter, Lukas Schlüssel. Sehr gut!“

„Ich alter dummer Mann. Dass ich das auch erzähle.“

Der arme Lukas lächelte vor sich hin. Der helle Schein des Fensters lag auf seinem Antlitz. Es war verklärt. Es lag ein stilles Ergehen drin — wie im Abendsonnenschein draussen auf der weiten Flur, wenn die Vögel zu Neste locken und sonst alles still geworden ist.

„Ich werd' halt alt, junger Freund. Ein wenig kindisch am End'. Aber — es war halt doch ein grosser Augenblick. Und er hat seine Spuren in mir zurückgelassen.“

Siebentes Kapitel

Es war ein altes Stipendium in unserm Dorf, das bekam ich, als ich auf die Universität ging. Ich hatte aber trotzdem wenig genug in dieser Zeit.

Anfangs suchte ich in allen Fakultäten herum, was mir zusage. Aber ich kam zu keinem Resultate. Es befriedigte mich nichts. Dazu kam auch, dass die Weite in der kleinen Universitätsstadt fehlte. Es war alles in so sicheren, festen Bahnen. Viel Gewissheit darin freilich, und hundert Krücken für die Kleinen. Aber in mir trieb ein anderes. Erst wollt' ich's nicht aufkommen lassen; aber es brach durch, stärker und stärker. Ich

wollte ein Maler werden. Ich kaufte mir Farben und Pinsel und bemalte eine Leinwand um die andere. Und ich ging hinaus ins Freie und zeichnete. Alles, was mir etwas sagte, alles, in das ich mich verlieren konnte. Denn das war das Merkwürdige in meiner Natur, ich musste mich in den Dingen verlieren, damit sie ganz in mich kamen. Und ich wollte dann auch nie die Dinge geben, sondern das, was von ihnen in mir war, von mir in ihnen.

Befriedigt war ich nie von meinen Malereien. Aber ich verlor den Mut nicht. Ich versuchte wieder und wieder, und zwischendurch gelang mir etwas, das mir wieder Mut machte. Dann und wann

ging ich auch ins Kolleg. Aber es war nicht zum Aushalten für mich. Ich träumte. Ich träumte Bilder.

Seltsamerweise hatte ich auch hier keinen Freund gefunden. Diesmal hatte ich sehr nach einem gesucht. Es lagen so viel Zweifel in mir, die nach Aussprache verlangten. Aber ich fand keinen. Ich war ein Sonderling für alle und wurde verlacht. Mehr und mehr zog ich mich zurück und bekleckste meine Leinwand. Dann und wann bemalte ich einen Papierfetzen für das Luischen. So ein kleines Bild gelang mir immer am besten. Ich meinte es wenigstens, denn ich hatt' es mit den Augen der Liebe gemalt.

So verbracht' ich ein paar Semester.

Drei oder vier, vier oder fünf, ich weiss nicht mehr. Und eines Tages hielt ich's in der kleinen Universitätsstadt nicht mehr aus. Ich wollte ein Maler werden, fertig. Das Semester war noch nicht herum, da reiste ich heim.

Der Vater machte grosse Augen, als ich kam. Die Mutter weinte. „Was willst denn?“ fuhr er mich an.

„Ein Maler will ich werden; ich hab' das Studieren satt,“ sagte ich kühn und stolz.

„Was ist das wieder für eine verrückte Idee,“ schrie der Vater. „Wer hat dir denn den Floh ins Ohr gesetzt? Ein Maler? Dafür hab' ich Gut und Blut an dich gehängt! Dafür hat dir die Ge-

meinde das Stipendium gegeben! Meinst du, dass ich das zugebe? Nein, da wird nichts draus! Auf die Hosen setzt du dich, lernst was, dass du was zu essen hast. So bummeln und Farben schmieren, ja das gefiele dir! Kommst mir aber grad recht! Dummkopf! Du gehst hin, wo du jetzt herkommen bist, und lässt dich vor keinem Menschen hier sehen. Auch vor dem Luischen nicht! Das Gehäng' bin ich übrigens auch müd'. Bubereien, dumme! Kann doch nichts draus werden. Vermögen ist da keins, das Geschäft geht nicht. Die leben von Hand zu Mund. Und das End' vom Lied ist, dass sie eines Tages alles zugemacht kriegen. Dann hat sie die Gemeinde zur Last."

Ich war über und über rot geworden und im Tiefsten verletzt, wie der Vater so schimpfte und jetzt auch das Luischen mit hineinzog. Ich hatte schon meine Bilder aufrollen wollen und ein paar Rollen herausgenommen, — nun liess ich's.

„Lass mir den Kram weg,“ sagte der Vater. „Das kann jeder Tüncher auch, ohne Gymnasium und Stipendium. Lernen sollst du was, was Rechts und Tüchtiges, das dir Ansehen giebt. Bub“ — er packte mich an der Schulter —, „verstehst du, begreifst du's denn nicht: schämen muss ich mich ja vorm ganzen Dorf, vor jedem Bettelbub, dass du so wenig gehalten hast?! Bub, ich hab's

doch versprechen müssen, dass du was wirst, was Rechtes, und dass wir Ehre mit dir einlegen! Und du musst, du musst!“

Als der Vater hinausgegangen war, sagt' ich zur Mutter: „Ein Maler will ich werden, Mutter, oder nichts. Ich weiss, der Vater versteht das ja nicht. Aber ich kann's ihm nicht erklären, Mutter.“

Dann zeigte ich ihr die Bilder. Da unser Häuschen mit dem Weinberg dahinter, da die hohe Pappel und das Wehr, da ein Frachtschiff auf dem Rhein — die Brücke mit den Taunusbergen dahinter, — und zuletzt einen Strassenwinkel aus der Universitätsstadt.

„Hast das all aus dem Kopf gemacht, Lukas?“ fragte die Mutter.

„All aus dem Kopf, Mutter. Natürlich. Wie ich's in der Erinnerung behalten. Da die Rheinbrücke beim Sonnenuntergang, da unser Häuschen, wie die Mittagssonne drauf scheint. Da das Dorf, sieh, ganz im Regen und schwere Wolken drüber, Mutter."

„Ei, du bist ja Maler, Lukas, Du könn'st ja das so weiter machen und doch studieren dabei. Guck, wir müssen uns ja schämen."

„Ein Maler bin ich noch lange nicht, Mutter. Da fehlte noch viel. Das ist all erst Anfang. Viel lernen muss ich da noch, und viel Geld kostet's da noch. Nach München will ich und nach Italien — und lauter herrliche Bilder

machen will ich, dass alles staunen soll, Mutter."

Die Mutter machte verwunderte Augen. Sie faltete die Hände im Schoss und blickte vor sich hin.

„Der Vater wird's nicht thun, Lukas."

Ich beredete dann noch mit der Mutter, dass ich vorläufig zu Hause bleiben könne. Vor keinem Menschen wollt' ich mich sehen lassen, und auch dem Vater aus dem Wege gehen.

Nun lag ich den ganzen Tag draussen im Freien an heimlichen Plätzen und zeichnete und malte. Alles wurde von den Erinnerungen meiner Kindheit verklärt. Und dann malte ich ein kleines Bild — ein Mädchen in weissem Kleide,

das über den Rasen ging und eine Kaiserkrone trug. Es war das Luischen. In unserem Garten blühten Kaiserkronen, vielleicht die einzigen damals im Dorfe. Ich betrachtete sie einmal mit dem Luischen, die Thränen in der Blüte, die läutenden Glocken, und ich schnitt ihr einen Stengel ab, und sie trug ihn dankbar — feierlich. Dies Bild war mir eingefallen, und ich malte und verwahrte es.

Im Dorfe erfuhr man nichts. Mittlerweile waren auch die Universitätsferien angebrochen. Ich ging aber trotzdem nicht ins Dorf. Auch das Luischen sah ich nicht. Es war die ganze Zeit her nicht zur Mutter gekommen. Durch das Wort des Vaters war etwas Fremdes

zwischen uns gestellt. Ich scheute mich, sie aufzusuchen. War's wegen des Schicksals der Familie, das mir der Vater so brutal vorgehalten hatte, war's, weil dies scheue, heimliche Verhältnis plötzlich aus seinem Verborgenen gerissen war — ich weiss es nicht. Es lag etwas auf mir, das mich bedrückte, das mich dumpf machte. Schwer war mir und unbehaglich, und ich hätte dem Luischen nicht unter die Augen treten mögen.

Ich war ja nicht Weltkind genug damals, um zu wissen, was es für sie bedeuten würde, arm zu sein, ohne Geschäft, ohne Vermögen und Verdienst. Aber der Vater hatte mir die rauhe Wirklichkeit so grob in meinen Traum gestellt, so

ernüchternd und verletzend, dass ich Zeit haben musste, mich zu finden. Ich dachte gar nicht an mich. Es kann ja doch nichts daraus werden, hatte der Vater gesagt. Ich musste erst überlegen, was das bedeuten sollte. Es war bis jetzt alles so unwirklich, geistig gewesen. Jugend alles und Jugendglück. Ich hatte das Leben ja ganz vergessen, seine Forderungen, seinen Kampf, seine Notwendigkeiten. Ich hatte sie geliebt — in Einfalt. Ein bisschen wie ein Thor, ein Träumer.

Ich glaube, wir hatten ja auch einmal zu einander gesagt, wie wir ein Häuschen haben wollten und zusammen sein wie Tauben im Schlag. „Ein glücklich liebend

Paar.“ Alles Sonnenschein und Glanz, nichts hart und rauh, nichts schwer. Alles ein Spiel.

In solchen Träumen war ich zwanzig Jahre alt geworden und mehr. Ich war nun mit den Poesien der lebenden Dichter gesättigt, und wenn ich ihre Verse auf das Leben bezog, schien es mir lauter Lust und Wonne, darin die unglückliche Liebe einmal klagt, wie Lieben Leiden ist seit alters her, aber sonst nichts schwer und bedrückend, nichts nah und ernüchternd. Und ich hatte nun aus allem dem nichts, das so stark gewesen wäre, mich über diese Ernüchterung zu erheben.

Ich war losgerissen von all den Fäden, die mich seither mit dem Leben, auch

mit dem Schönen im Leben, verbunden hatten. Ich wusste nicht, wo aus, wo ein. Ich musste alles nur in mir tragen und austragen. Ich verglühte fast. Es war wie Stacheln und Flammen in mir. Plötzlich diese starke und klare Bewusstheit meiner Liebe. Und das Gefühl, sie hergeben zu müssen, da ich sie erst gewonnen hatte.

Eines hatte ich freilich: ich malte. Aber auch da, merkte ich, hielt der Traum der Jugend nicht mehr lange an. Ich sah nüchterner, wirklicher. Ich brachte zunächst kein Bild zu stande. Meine Blätter waren nur nüchterne Wiedergaben des Realen. Nur dann und wann einmal packte mich eine Stimmung. Denn es

war noch Stimmung in mir. Sie war freilich anders geworden. Sie hatte mehr mich als ich sie. Sie war schwerer, ernster. Und ich suchte nach schwereren, ernsteren Tönen. Ich fand sie noch nicht ganz. Ich hatte ausserdem noch dieselben Motive, aber es wirkte anders aus ihnen.

Ich hatte nun Zeit genug, der Entwickelung in mir nachzugehen. Ich hielt Rückschau. Ich fand, es war bis jetzt alles gut, so wie's geworden war. Freilich zweifelte ich auch manchmal daran. Und ich zweifelte an der Zukunft. Ich war ja ärmer geworden, und ich fühlte mich ärmer. Ich wusste nicht, dass ich darin gerade reicher geworden war.

Ich hatte nun ganz wieder meine

Mutter. Ich flüchtete zu ihr. Und ich verstand nun auch ihr Leben und ihre Furcht. Die Abwesenheit musste mir ja auch die Augen aufgethan haben, wie es mit ihr geworden war. Sie war zerfallen. Der Tod stand ihr nahe.

Sie klagte wieder, wie alles vergehen müsse. Ich fand ein Wort für sie. Ich sagte, dass alles Leben nur Wiederkehr sei, nur Wiederholen. Mit Eifer redete ich. Vom Sterben sagte ich, dass es kein Ende sei, denn kein Leben vergehe. Es sei vielleicht ein Traum, vielleicht sei es ein Übergang zu einer Verklärung. Ich redete aus Büchern, gewiss, aber ich gab darin mein Eigenes, aus meinem Träumen und Schauen.

Die Mutter sah mich lange an.

„Guter Lukas," sagte sie, „ich hatte nichts im Leben als Leiden und Dulden. Ich hatte auf dich eine schöne Hoffnung. Der Vater nahm sie weg. Du seist verloren, meint er. Ich fühle jetzt so etwas, das mir meine alte Hoffnung auf dich wiedergiebt. Ich weiss nicht, wo es hinaus will. Aber ich hoffe."

Sie war von nun an mein stiller, tapferer Bundesgenosse.

Eines Tages kam das Luischen und weinte. Sie gab mir scheu die Hand. Ob ich auch einmal wieder im Lande sei, fragte sie. Mir schlug der Puls hoch in den Schläfen. Meine Finger zitterten.

Es war schon Dämmerungszeit wie

eben. Nur im Fenster noch ein heller Schein. Er fiel auf das Luischen. Ich betrachtete sie. Ihren Kopf, ihr Haar, den Schnitt ihres Gesichtes, das ich im Profil hatte, die Linie ihrer Gestalt. Jede ihrer Bewegungen verfolgte ich. Mit Maleraugen nicht nur, mit den Augen des Liebenden. Mein Herz schlug rasch. Sie war kein Kind mehr. Sie war eine schöne Jungfrau geworden, gross gewachsen, wohlgebildet. Da hörte alles Spiel auf. Da trat der Ernst des Lebens an seine Stelle.

Das Wort des Vaters fiel mir wieder ein.

O nein! sie hatte ein Recht auf mich. Ich wollte mein Leben vorsehen, wollte seinen Bedenken Eingang in mir schaffen.

Was half es mir! Dass sie doch meine Frau werden müsse, müsse, schrie's in mir, überschrie alles Wägen und Bedenken.

Rote Glut schwamm vor meinen Augen. Ich konnte mich nicht mehr beherrschen. Keinen Moment mehr. Ich sprang auf und rannte hinaus. Durch die Felder, durch die Wiesen rannte ich, wie besessen von dem einen Gedanken, von dem schreienden Verlangen, dass sie mein werden müsse, mein, mein!

Es war schon später, dunkler Abend, als ich heimkam. Mochte kommen, was wollte, meine Frau müsste sie einmal werden. Das war mein Vorsatz geworden. Meine Frau! So ernst mir das klang, so

sehr brachte es mich ausser mir! So beglückend! Und kämpfen wollte ich, kämpfen und schaffen, harren und dulden — für sie. Nur für sie! Ich hatte das Weib in ihr gesehen. Und ich war Mann dabei geworden.

Als ich nach Hause kam, brannte die Lampe. Der Vater sass dabei. Ich wollte gleich wieder aus der Stube gehen. Ich ging ihm immer aus dem Wege.

Er rief mich zurück.

„'s ist all so gekommen, wie ich dir gesagt hab', Lukas. 's ist aus mit denen da unten. Jetzt ist ein grosses Lamento. Ich brauche mich wohl nicht mehr zu bemühen, das Gehängsel wird jetzt von selbst aufhören. Mehr Schulden als Ver-

mögen. Jetzt kann der gute Mann reisen in Essig oder Seife. Du wirst einsehen, dass es keine Partie für dich ist."

Er wartete auf meine Antwort, aber starr und trotzig schwieg ich.

„Du kannst nun nach München gehen," fuhr er fort, „ich hab' das Stipendium für dich durchgesetzt. Es war schwer genug. Und nun gleich morgen dein Bündel gepackt und fort! Der Lungerei im Hause bin ich müde. Im Leben heisst's arbeiten. Die gebratenen Tauben fliegen keinem ins Maul. Auch dir nicht." —

Ich hatte mich nie darum gekümmert, ob Luischens Eltern reich wären oder arm, wie sie lebten überhaupt. Und ich wusste nun auch nicht, ob sie an dem

Unglück schuld trügen. Wenn aber, was konnte das Luischen dafür? Unglück ist keine Schande, auch Armut nicht.

Mein Entschluss stand fest. Nach München aber ging ich jetzt gerne. Es galt uns beiden. Eine Aufgabe, ein Ringen, ein Kampf! Und — eine Freudigkeit! Alle meine Kräfte waren gespannt."

Achtes Kapitel

Ein miserabler Regentag. Trübe vom Morgen bis zum Abend, vom Morgen bis zum Abend Regenfall.

Ich stand daheim am Fenster den ganzen Tag und sann. Und sah die Tropfen von den Blättern rinnen, die Blasen in den Rinnen schwimmen — Kommen und Vergehen.

Der arme Lukas hatte mir schwer gemacht mit seiner Erzählung. Dazu dieser langweilige, trübe Tag! Da waren die Fragen aufgewacht, die man sich stellt, um sie nicht zu beantworten. Man weicht ihnen beständig aus. Man beantwortet sie höchstens nur halb. Immer muss man

an sich denken. Man hat Angst. Man sieht das Leben so dunkel, man sieht sein Ziel nicht. Und man bedeutet selbst nichts im Verlaufe des Lebens. Wenn man jung ist und wird angeregt, zu fühlen, wie man eingesetzt ist in ein grosses Ganzes, wie man kaum ein Zahn ist an einem Rädchen und mit muss, unaufhaltsam, — und wie das Räderwerk doch weitergeht, ob man auch breche, dann fürchtet man sich. Man meint, man könne das Leben nicht mehr leben, wenn man sich das Zugeständnis mache. Man meint, es müsse das Ende sein.

Man ist jung, und hat sein Streben und Schaffen vor sich. Man will ihm seinen eigenen Sinn, seinen eigenen Weg

geben, und fühlt man zum erstenmal, dass da noch ein anderes, ein Geheimnisvolles und Fremdes ist, das dabei mitspricht, verzweifelt man leicht. Man hat keinen Trost. Das Leben will aber Trost. Das Leben selbst ist kein Trost. Es hat tausend Lösungen und keine. Und der Mensch fällt von einem Rätsel ins andere. Und enträtselt sich nicht.

So philosophierte ich in den Regentag. Ich stand ja in den Jahren, in denen der Lukas damals auch gestanden hatte, da er diese Erlebnisse hatte. Kein Wunder, dass ich mich eins sah mit ihm. In einigem wenigstens. Und so verbildlichte sich mein Sinnen: es ist wie eine Strasse in den Bergen, die man von der Höhe

aus betrachtet. An jeder Biegung verschwindet ein Stück, nach jeder Biegung sieht man sie neu. Wie eine neue Strasse. 's ist aber die gleiche, die eine.

So ist's mit neuen Lebensstrassen. Kommt einer daher und lässt uns von oben auf die seine blicken, deckt sich wohl auch da und dort ein Stück zu, das einem nicht bekannt wird, da und dort kommt aber wieder eines zum Vorschein, das man wohl kennt, und an dem einem alles Kleinste deutlich wird. Man ist's selbst gegangen. Was mich aber noch mehr quälte, war das Ferne meiner Lebensstrasse, das ich nun noch nicht bei ihm absehen konnte, um einen Vergleich, eine Gewissheit daraus zu gewinnen. Ich war

ja noch jung. Anfang der Zwanzig, und obschon ich manches gesehen hatte im Leben und manchen besonderen Menschen kennen gelernt hatte — es stand doch ein Weiteres, Stärkeres vor mir auf einmal. Es führte zu anderem und weiterem, dieser Einzelfall: der arme Lukas.

Ich konnte den Abend nicht erwarten. Ich brauchte nun diese Stunden bei dem Alten. Es war aber mehr als blosse Neugierde. Es war mir, als dürfe ich in einen Spiegel des Lebens sehen. Ja, ja, es wuchs mir weit über das Einzelne hinaus.

Der arme Lukas schien schon auf mich gewartet zu haben, als ich am Abend hinkam. Es war ihm nun wohl auch ein Bedürfnis geworden, sein Leben zu er-

zählen, und es quälte ihn wohl auch, bis er's ganz aufgerollt hatte. Und that ihm doch so wohl, es vor sich aufzurollen. Er begann auch ohne Umschweife und sogleich, nachdem wir uns begrüsst hatten:

„Ich will gleich fortfahren, wo ich gestern aufgehört habe. Merkwürdig, ich konnte den Augenblick nicht abwarten, dass ich fortfahren konnte. Wenn man ins Erzählen gerät und alles mal vor sich ausgebreitet sieht! Ja, und wenn man halt alt wird ...

Ich bin also nach München gegangen. Da trieb ich's ein wenig toll. Das heisst, einmal ganz anders als seither. Ich lebte. Es war alles so selbstverständlich und kam so selbstverständlich. Und ich that mit.

Es war wie beim ersten Freischwimmen. Man gebraucht die Arme und Beine mit zehnfachem Kraftüberschuss. Recht und Notwendigkeit der Jugend. Mir freilich zunächst ein wenig ungewohnt. Drum macht' ich mir bald Skrupel.

Aber bald fand ich mich auch wieder. Ich war nur ein wenig aus meinen Träumereien aufgeschreckt worden, grossen Gewinn an sich zog ich aus der neuen Lebensweise nicht. Ich fuhr nicht aus meiner Haut. Ich war von jeher keine aktive Natur. Ich hatt's von beiden Eltern geerbt. Und ich habe nicht umsonst mit der Mutter geseufzt gehabt und war nicht umsonst all die Jugendjahre ohne Freund und Bruder einsam gewesen. Ich hatt'

mich von der Sonne bescheinen lassen, wie sie wollte. Wo ich lag, lag ich, und selbst diese junge Liebe, diese Liebe der Jugend, hatte ich nicht gewendet, nicht zu ihrem Beginn, nicht zu ihrer Heimlichkeit. Sie war gekommen und ich hatte sie hingenommen.

So war ich zwanzig Jahre und darüber geworden. Das wirkt durchs ganze Leben.

Aber eines gab mir München: einen Freund. Den ersten! Es kam auch ohne jedes Zuthun meinerseits. Wie wir uns fanden — ich weiss es nicht.

Wir waren Gegensätze. Wir waren aus ganz verschiedenen Lebenskreisen. Aber wir verstanden uns. Es ist was Seltsames: sich verstehen. Man kann

nicht sagen, was es ist. Es spricht sich selbst niemals aus. Man fühlt es nur. Und so wird man eins, einander unentbehrlich. Herz zu Herz, selbst wo man meint, Geist zu Geist. Das Herz hat immer die direktesten Wege, und die Gedanken benutzt es als Boten seiner Gefühle. So verstanden und ergänzten wir uns. Ich die Schwere und verträumt, er die Leichtigkeit und der Lebenssinn.

In die Akademie war ich hauptsächlich durch das Bild des Mädchens mit der Kaiserkrone aufgenommen worden. Man hat Bild und mich mit Erstaunen angesehen. Was das sein solle? fragte man sich und fragte man mich. Aber

ich wusst's ja nicht. Ein Kind, das eine Kaiserkrone gepflückt hat und sie freudig über den Rasen trägt. Aber man hatte damals keinen Sinn für so einfache Motive und so natürliche Farben, glaub' ich auch.

Na ja, man nahm mich. Man besah meine anderen Bilder und sagte mir, dass ich noch viel lernen müsse. Das wusste ich aber so schon. Ich war nun begierig, was es wäre, das ich lernen müsse. Es war halt mancherlei, das nicht in mich wollte. Ich war ein zu schlichtes Naturkind, um mich konstruieren zu lassen. Auch meine Kunst war so. Ein Einfall, ein Eindruck, eine Stimmung. Immer ein Ausdruck meines Innern. So malte ich. Gewissermassen ohne alle Regel.

Und so lernt' ich gewiss nicht viel auf der Akademie. Schon nach ein paar Monaten hielt ich's nicht mehr aus. Ich brauchte die Natur und meine Einsamkeit. Ich konnte mich nicht zur Schönheit leiten lassen, ich konnte nicht Kunst lernen. Dazu empfand ich sie zu stark. Darum ward ich nie ein Könner. Ich wäre es vielleicht geworden, wenn ich einen gefunden hätte, der mich auf das Wesentliche in der Kunst aufmerksam gemacht hätte, auf mein Empfinden eingegangen wäre und mir den Glauben an seine tiefsten Momente gelassen hätte. Aber mit der Schablone ging's halt nicht. Ich musste mit meinen Augen sehen, konnte nicht lernen, wie die „Meister" zu

sehen. So war und blieb alles unzulänglich in mir. Ich fand keinen Lehrer, keinen, dem gegenüber ich Lerner geworden wäre. Dazu gehört Herzenseinigkeit und Empfindungsgleichheit. Ich wüsste wirklich ein Lied davon zu singen.

Ich wohnte mit meinem Freunde zusammen. Schlecht und gerecht hausten wir. Unsere inneren Stürme tobten wir zusammen aus.

Ach, es thut wohl, einen Menschen zu haben, einen einzigen, vor dem wir unsere Seele nicht zu verhüllen brauchen. Mag das Leben an äusserem Unglück bringen, was es will, es lässt sich allein verwinden; aber der Kummer, der tief in der Seele zehrt, der ruft nach Mitgefühl.

Endlich ging mein Freund auch von der Akademie weg. „Wir machen uns selbst, Lukas," kam er eines Tages. „Gilt das auch vor der Welt nichts, es ist genug, wenn es vor uns was gilt. Wir brauchen keinen Stempel, keine Schule und kein Examen. Vielleicht ist die Gefahr grösser, unterzugehen, aber wenn wir nicht untergehen, sind wir zwei harte, stolze Kerle, Lukas! Auf also!"

In dieser Zeit schafften wir beiden mit neuem Mute. Mein Freund hatte vor mir viel voraus. Er war härter als ich, thätiger, beweglicher. Er hatte eine weit fertigere Hand, und er bekam leicht jeden Kunstgriff los. Er war ein Nach-

ahmer comme il faut. Das brachte mich manchmal halb zur Verzweiflung. Denn die meisten Talente waren damals so wie er. Es ist merkwürdig, wie da die Natur manchmal ihr Spiel macht. Oder thut's die Zeit?

Es war eine Zeit der „Fertigen". Eine Zeit der Macher und der Mache. Man war so ganz sicher in den Mitteln. Es that's einer wie der andre. Und so fand ich nirgends ein Mittel und einen Ausdruck für mein Empfinden. Es blieb alles unbeholfen in mir und naiv, und unbeholfen und naiv war alles, was ich machte. Ich blieb das Landkind. Niemand wollte das verstehen. Es war etwas ganz Fremdes. Da war nichts

vom Theatralischen, von der Pose und festgelegten Form. Gewiss war noch nichts auf der Höhe von mir. Aber ich verzweifelte von vornherein, auf die Höhe zu kommen. Was ich ringsum sah, entmutigte mich. Die Zeit war mir nicht günstig.

Nur mein Freund stand manchmal sinnend vor meinen Sachen: „Es fehlt ja in allen Ecken, Lukas, in allen Ecken. Gar nichts Kunstschule. Gar keine Schulung; aber rein gar keine. Aber Kreuz-Kanonen, das, und das — was gäb ich drum!“ Das machte mich ein wenig stolz. Nur konnt' ich nie begreifen, was das und das für ein Besonderes wäre. Es war mir ja so selbstverständlich.

Ja, so lebten wir hin. Skizzierten und malten und wuchsen innerlich aus mancher Enge heraus. Nur wuchs ich halt mit dem Leben nicht zusammen. Ich blieb ein unpraktischer Träumer, der mit sich und den Verhältnissen nichts anzufangen wusste.

Da war nun mein Freund anders. Eines Tages fasste er mich am Kragen: „Lukas,“ sagte er, „wir sind am End’. ’s muss Geld herbei! Ich mach’ einen tollen Streich, gieb acht!“

Ich war gespannt. Er sass zwei Tage vom Morgen bis zum Abend im Schweisse seines Antlitzes vor der Staffelei. Gott, was machte er doch! Ich weiss es heut nicht mehr.

Er machte bald so viel Derartiges. Ein ganz kleines Bildchen. Ganz in brauner Sauce. Recht alt. Heute Cinquecento, morgen Quattrocento, übermorgen Holländisch. Alles, was alt und braun war, gefiel. Er klatschte in die Hände, als er fertig war, und umarmte mich: „Lukas, jetzt giebt's Geld!"

Er trug's zu einem Händler. Vielleicht war's ein Trödler oder ein Antiquitätenhändler. Ich weiss nicht, ob der wusste, was er kaufte. Vielleicht kannte er auch seine Kunden. Er kaufte es. Für ein paar Gulden nur, viel zu viel aber dafür. Und am andern Tag machte mein Freund wieder eines, und so ein paar Tage lang. Fast noch nass — nur

wenn wir Geld hatten, blieb der Vorrat stehen — trug er's zu seinen Händlern. Er hatte sich ein paar gesichert.

Vollständig skrupellos machte er das. Meine Einwände verlachte er. Einmal, als ich ihm eine gar zu strenge Predigt gehalten hatte, gab er mir trocken Brot, und er sass daneben und ass Eier und kalten Aufschnitt zum Abend und trank seine paar Mass dazu. „Leben!" sagte er.

Und daran ist er auch verdorben. Es war so eine Zeit. Man musste schon sehr stark sein, wenn man sich in ihr erhalten und hochbringen wollte. Ich glaub' nicht, dass es an Talenten fehlte. Es fehlte vielleicht nur an ihrer Freiheit und Selbständigkeit. Nein, ich glaub', es fehlte

an der Bewegung in dieser ganzen Zeit, an der Beweglichkeit in jedem Einzelnen darum. Es war alles nur gemalt, — es war kein Ausdruck, kein eigenes Erleben, kein Unterscheiden. Man hatte zu viel „gelernt“, und man wollte alles mit dem „Gelernten“ zwingen. Übrigens aber, das nicht zu vergessen, es war immer noch viel Spannung in mir, viel Vertrauen und Wollen.

Ich lag wie früher draussen im Freien, an der Isar, im Gebirge; ich sass zur Marktzeit auf dem Markt zwischen den Hökerweibern — der Münchner Markt ist nämlich einzig in seiner Farbigkeit — nichts war mir zu gering. Ich war nicht der Mann der grossen Motive, ich ging

nie auf das „Bedeutende“ aus. Eine Wiese und ein Wässerlein, — ein altes Haus und blühende Bäume im Gärtchen, — ein Obststand und die Hökerin dabei, die gescheckte Katze auf dem Schoss. Man zuckte die Achseln: das war gemeine Kunst.

Ich hatte bis jetzt versäumt, einen grossen Flatschen zu malen. Vielleicht: „Alexander durchhaut den gordischen Knoten.“ Aber ich vertraute auf meine kleinen Bildchen, wenn sie auch niemand wollte. Ich war in ihnen, mein Schönstes und Bestes. Das genügte mir.

Und dann war so eine Bemerkung meines Freundes: „Du, wie siehst du das nur?“ — oder: „Wo sieht man

denn so was, sag!" — ach ja, das erhob mich.

Gott, was ist doch der Mensch so klein und einfältig. Er opfert und opfert, und ein Windhauch zerstreut ihm den Rauch in alle Weiten, dass er verloren ist für immer. Dann steht er da und sieht ihm traurig nach. Was ist er nicht zufrieden, dass er wenigstens opfern durfte, zu opfern hatte! Und wir lieben und quälen uns um die Erfüllung, und sollten doch beseligt sein, die Liebe in uns zu haben und reich zu sein in ihrer Reinheit und Sehnsucht. Die Sehnsucht ist auch ein Besitz. Vielleicht unser schönster und höchster. Mich hat das die Kunst gelehrt.

Als wieder mein Quartalsgeld vom Stipendium gekommen war und mein Freund ein paar seiner altertümlichen Bilder verkitscht hatte, beschlossen wir, eine grosse Fusstour ins Gebirge zu machen. Wir wollten einmal recht geniessen, recht leben, beschaulich und ungestört. Wir durchstreiften das bayrische Oberland die Kreuz und die Quere. Wir skizzierten, malten und — faulenzten. Das war unsere grösste Genialität. Recht leicht lebten wir in den Tag hinein. Wo der Weg uns gerade hinführte, waren wir daheim. Daheim — nirgends und überall.

Es waren so köstliche Tage. Gesund und frei und erfrischend. Wir waren ganz

allein auf der Welt. Die ganze Welt gehörte uns.

Wir wollten Menschen sein vor allen Dingen. Künstler, je nun, so nebenbei. Menschen in erster Linie. Und alles, was wir aufnahmen, sahen und hörten, mochte es Frohes, mochte es Trauriges sein, es sollte unser Besitz werden. Reich wollten wir daran werden. Recht reich, dass wir ganz würden.

So etwa besprachen wir's miteinander.

Wir sagten uns, dass wir nur etwas geben dürften, wenn in uns alles klar und ganz läge. So ein stiller Besitz, so ein Blick über die ganze Welt, alles zu begreifen, alles zu verstehen." —

Der arme Lukas hüstelte ein wenig.

Er trommelte auf seinen Tisch und wiegte den Kopf. Er lächelte auch ein wenig.

„Wir waren so jung und voller Träume, voll hohen Sinns."

Es gab wieder eine Pause.

„Hohen Sinns! — ich kann s gar nicht verringern, ich muss den ganzen Sinn davon nehmen. Hohen Sinns, ich muss es gelten lassen."

Er machte wieder eine Pause. Dann stand er auf und legte die Hand auf meine Schulter.

„Junger Freund," sagte er, „so eine Zeit hat man nur einmal im Leben. Da wird man getragen. Da trägt man nicht. In späteren Jahren, wenn sich einer so erheben will, hängt ihm zu viel an, trägt

er schon zu schwer. Dann zählt er Schritt um Schritt, denn jeder Schritt ist dann eine lange Spanne Zeit. Aber so einen leichten Gang und so einen raschen Fuss, — ja, ja, — — da muss man drauf zu marschieren, da darf einen nichts aufhalten. Sonst ist's verpfuscht. Verpfuscht fürs ganze Leben."

Er seufzte tief, und sein Kopf sank auf die Brust. Es war lange beklemmend still. Dann sagte er schwer und dumpf, dass es mich eisig überlief: „Fürs ganze Leben! ja!"

Darauf hob er sich ein wenig, und seine Stimme klang freier.

„Und mir sprang so ein Hindernis jetzt in den Weg, und ich fand den Schritt

nicht mehr. Ich kam aus dem Geleise. Vielleicht — —“

Er machte wieder eine Pause und sann. Und aus seinem Sinnen heraus meditierte er:

„— Ja, wer kann das wissen! Dass ich's als Künstler nicht höher brachte — es war eine böse Zeit für einen, der war wie ich. Es mochte ja auch nicht ausreichen bei mir. Denn was so ein Ganzes und Rechtes ist, das setzt sich durch, trotz der Zeit; daran glaub' ich. Aber als Mensch — ich meine so auch den äusseren — ja, das hängt doch an mir. —

Wir hatten im Gebirge von niemand in der Welt was gehört. Von keinem Menschen. Als von den Bewohnern natür-

lich, mit denen wir lebten. So wollten wir's haben. Ganz vergraben wollten wir sein.

Zwei Monate dauerte das beinahe. Ganz abgebrochen, ganz abgeschlossen von der Weit. Da wacht alles auf, was in einem ist. Ich glaub' ja wohl, wenn's zu lange dauert, und wenn man noch zu jung ist, zehrt man sich dabei auf. Denn in die Einsamkeit darf nur gehen, der Nahrung für ein Leben in sich hat. Und so kehrten wir eines Tages heim nach München. Je näher wir kamen, um so schwerer ward mir. Ich konnt's nicht aus mir bringen, was da in mir aufgewacht war. Ich sang und lachte nicht mehr. Ich sprach nichts mehr. Der

Freund redete mir zu. Es half nichts. Eine Angst und Traurigkeit lag in mir, die mich furchtbar quälte.

Ich hab' zwar immer nach einer Freud' ein ängstliches Gefühl gehabt. Das hab' ich aus meiner Jugend her. Aus dem engen Leben, aus dem wenig Freudigen. Ich bin nie ein Mensch gewesen, der Freuden ertragen konnte. Ich musste immer im Hellen an das Dunkle denken. Aber diesmal war's seltsam ahnungsvoll und schwer. Und richtig, da wir daheim waren, war die Ahnung erfüllt.

Es lag ein Brief da vom Vater. Schon beinahe drei Wochen zurück. Die Mutter war gestorben, — und nun schon begraben, schon lange begraben. Und ich

war derweilen leichtsinnig und guter Dinge in Gottes freier Welt herumgewandert. Hatt' vielleicht grad ein übermütig Liedchen gesungen, da sie daheim an meiner Mutter Grab gestanden hatten.

Was ging mir nun all durch den Kopf! Da ist das Leben — da sind wir, die Lebendigen! — und da ist der Tod, und da sind die Toten! Wie das nebeneinander liegt!

Keine Mutter mehr! Und der Gedanke, dass sie nun erlöst sei, und dass es meine Mutter sei, der ich mein Leben verdanke. Dass ich fern war während ihrer letzten Stunde, dass sie mich vielleicht gern noch einmal gesehen, noch einmal gesprochen hätte. Und dass sie

so gerne leben wollte. Sie sei sanft eingeschlafen, schrieb der Vater, und dass sie nun schon ganze drei Wochen in der Erde liege.

All das fiel zentnerschwer auf mich. Tage sass ich so und sann und grübelte. Und Vorwürfe machte ich mir die Menge, schwere Tage lang — und Nächte, lange Nächte lang. Mein Freund sprach mir keinen Trost. Das müsse der Mensch allein in sich austragen.

Er hatte recht.

Da kam ein zweiter Brief meines Vaters. Hart und barsch, wie das leicht seine Art war. Dass ich keinen Funken Kindesliebe im Herzen habe, keinen Schimmer Dankbarkeit. Dass ich ein

verbummelter Mensch sei, wie er sich das immer gedacht habe, aus dem sein Lebtag nichts werden könnte. Denn dass ich zur Beerdigung nicht gekommen sei, nehm' er mir am Ende weniger übel; aber dass ich drei Wochen nach der Mutter Tod noch keine Zeile heimgeschrieben habe, sei doch eine Schande.

Nun, das war aufzuklären. Am Ende des Briefes aber stand eine Bemerkung, die seltsam auf mich wirkte. Ich wusste zunächst nicht, sollte ich froh, sollte ich traurig sein.

„Es ist ein Glück für mich, dass das Luischen da ist und mir den Haushalt führt. Ich wüsst' nicht, wie ich's sonst machen sollte. Sie ist sehr fleissig

und tüchtig, und sie hat der Mutter in den letzten Lebenstagen brav geholfen."

Da war die Mutter vergessen. Ja, 's ist furchtbar für einen Menschen, das sagen zu müssen; aber ich bin allezeit ehrlich gewesen und sag's. Herrgott, da schrie was in mir. Da schrie das Leben in mir!

Das Leben, junger Freund, das achtet nicht des Grabes und Sarges. Das kennt nur sein Recht. Das setzt sich auf Leichen und lockt und jubiliert. Herrgott, das Leben!

Ich schrieb dem Vater einen Brief, und es gingen ein paar noch hin und her. Zuletzt ward ausgemacht, dass ich vorder-

hand nicht heimkommen solle. Es sei besser so. Wegen mir — und, wie der Vater vorsichtig durchblicken liess, wegen dem Luischen.

Ich fühlte mich noch nicht reif zur Heimfahrt und folgte ihm.

Neuntes Kapitel

Noch ein volles Jahr blieb ich in München. Ich weiss nicht, ob ich viel lernte. Ich sagt' ja schon, ich war kein Lerner. Aber ich war doch weitergekommen. Es wurde noch vieles reifer in mir, das fühlte ich. Aber wo sollt's hinaus? Wo war einmal ein Ende und Ziel?

Ich war auch kein Haster. Aber man war ja gezwungen zur Hast. Das war ja, wohin ich sah, ein Wettrennen. Es handelte sich bei allen um den Preis, den vollen Geldbeutel. Das war der Erfolg!

Dazu war ich nun einmal nicht. Mir war's um die Kunst und um mich selbst.

Ich habe immer in beiden die Höhe des einen notwendig für die des andern gefühlt. Vielleicht war mir's ja damals nicht so klar bewusst, wie mir das heute ist. Es kam gewissermassen so aus meiner Beschaulichkeit, meiner ganzen träumerischen Art heraus, in der alle Dinge des Lebens ihren besonderen Wert erst in ihrer Beziehung zu mir erhielten. Und aus all dem mag's gekommen sein, wie ich seither gelebt hatte, — aus meiner Jugend, meinen Fähigkeiten, meiner Herkunft meinetwegen.

Was red' ich darüber aber lang! 's ist vorbei.

Das sind ja alles Trümmer, worauf ich sehe. Scheint nicht einmal eine Sonne

drauf. Liegt im Grauen und Dunkeln. Und ich lächle doch. Junger Freund, so ein Lächeln erkauft man teuer.

Ich könnt' ja von Schicksal reden. Das ist ein schönes und bequemes Wort. Zwar — es liegt doch etwas drin. Nur sprechen wir dem gern die Hauptkraft zu, um unsere Schwäche zu entschuldigen. Man müsste sich dran reiben, man müsste es niederzwingen, und es müsste nur dazu da sein, unsere Kraft zu stählen, unseren Willen zu erhöhen, unseren Sinn zu vertiefen. Müsste! Ja, alles schön. Ich hab' mir's all auch damals gesagt. Ich hab' das Schicksal angeklagt und mich. Ich hab' die Schuld von mir ab- und dem Schicksal zugewälzt. Ich hab' sie

mir wieder all aufgeladen. Was ist dazu zu sagen! Der eine beisst's durch, der andere nicht. Dem einen ist's Schaden, dem andern Nutzen. Ob das auch Bestimmung, auch Schicksal ist? Jedenfalls soll man dagegen thun, was man kann. Aber da predige einer! Ich hab' gelebt. Wie ich gelebt habe, 's ist vorbei! Was wühl' ich drin? Sag' ich offen heraus und ein wenig hart: ich war ein Schwächling! Es thut mir gar nicht mehr weh. Darüber bin ich hinaus. Ich hab' meinen Frieden. Ich lächle. Es giebt keinen Sturm mehr in mir. Es ist alles still.

Ich habe das grosse Wozu eines unzerbrochenen Lebens nicht gefunden, ich habe mir das kleine Wozu des Augen-

blicks von Augenblick zu Augenblick gesucht. Überall ist das Leben — und das Geringste ist dem Leben unverloren —"

So warm hatte der arme Lukas noch nicht gesprochen. Seine welken Wangen glühten. Ich sah scheu zu ihm auf.

Nach einer Weile sagte er, wie aus einem Traume: „Viele haben das Leben und sind so reich — und haben's doch nicht, — — und sind doch so arm!"

Er lächelte: „Über manchen, lieber junger Freund, den das Leben mit Purpur behängt hat, hat's hinterher ein Schnippchen geschlagen und eine Hohngrimasse gemacht. Das denk' ich mir aber das Furchtbarste. Das halt' ich für sehr bitter."

Er sah hinaus. Es war nun schon düster geworden, und man hörte lauter das eintönige Geräusch des Regens.

„So ein echter Münchner Regentag war's grad," fuhr der arme Lukas dann ganz unvermittelt fort, „ich mein', ich erleb' ihn noch einmal. Ich stand auch am Fenster und schaute in den Abend. Und plötzlich überkam's mich: heim!

Seltsam, wie das in dem Menschen ist. Woher wächst das nur, was weckt's nur! Alles versunken um einen, nur das eine Gefühl. Alles liegt am Boden, leblos — nur das eine ist lebendig. Man wehrt sich, man will sich einreden — es hilft nichts. Immer wieder wacht es auf, unerbittlich hält's einen fest.

Heim! Was sah ich all vor mir — unser Haus, unser Dorf, die Mutter, der Mutter Grab, den Vater, das Luischen. Es lief mir heiss in die Schläfen. Eine plötzliche Angst. Was war geschehen? Etwas musste geschehen sein, das mich anging. Etwas Schweres, etwas, das mich zerriss. Und nun war's gar kein Entschluss, nur ein Trieb: heim!

Ich reiste ab. Einem Ramschhändler hatte ich ein paar meiner letzten Bilder verkauft. Für ein Spottgeld. Aber das war mir einerlei. Vielleicht waren sie auch nicht mehr wert. Irgend ein biederer Bürger, der ein farbig Bildchen in seiner Stube haben wollte, hat sie wohl gekauft.

Ohne Freud' und Verständnis vielleicht. Weil sie billig waren.

Aber ich musste heim.

Von Mainz aus ging ich zu Fuss. Morgens früh war ich in Mainz angekommen. Am Mittag stand ich vor unserer Hausthür. Leise trat ich ein.

Ich sah auf den ersten Blick, es war alles rein und blank, alles in schönster Ordnung. Es war nicht zu sehen, dass die Frau hier fehlte. Ich ging durch die Stuben: die gleiche Ordnung überall. Der Vater war offenbar nicht zu Hause.

In der Küche, am Herd stand das Luischen. Die rote Glut des Feuers erhellte ihr Gesicht. Sie hatte gerade eben den Topf zur Seite gerückt.

Ich blieb einen Moment stehen und betrachtete sie. Und nun wollt' ich auf sie zuspringen, wollt' sie umarmen, küssen und jubeln. Da wendete sie den Kopf. Mit grossen Augen sah sie mich an. Mit grossen, verwunderten Augen sah ich sie an.

Das war das Luischen nicht mehr. Da war alles weg, was früher noch vom Kinde in ihr gelegen hatte. Was war's, was sprach nur aus diesem Gesicht? Welch eine Ruhe! Fast wie eine Verklärung. Eine unsagbare Festigkeit und Sicherheit. Die Züge wie gemeisselt. Als ob sie ein Ereignis, ein grosser Kampf, ein grosses Leiden, ein grosses Durchringen geformt hätte.

Ihr Blick veränderte sich nicht im

leisesten. Er blieb so gerade und gross und fest. Ihre Augen waren wie Kugeln. Rund und hart gegossen.

„Ach, der Lukas!“ sagte sie. In einem Ton, als ob sie sich's so einstudiert hätte. Dann trat sie auf mich zu und reichte mir die Hand. Immer dieselbe Sicherheit und Unnahbarkeit. Immer so halb von oben, überlegen und gefestet, wie eine Dame der grossen Welt.

Und ich war wie ein Lamm am Bande. Ich war ganz in ihrem Bann. Scheu hielt ich ihre Hand.

„Wird sich der Vater freuen, Lukas! Er ist fort über Feld und kommt erst den Abend. Ich hab' gerad das Essen fertig. Kommst gerade recht.“

Wir setzten uns nun an den Tisch und assen miteinander. Sie führte die Unterhaltung, fragte, erzählte, und ich gab brav und gewissenhaft Antwort und hörte zu, wie ein Knabe seiner Mutter.

Ich war nicht so frei in meinem Verstande, mir Rechenschaft zu geben, was es wäre. Ich musste nur folgen. Ich konnte mich innerlich gar nicht dagegen wehren. Entweder war mein Erstaunen zu gross, — oder ich war zu schwach.

Sie sagte: „Dein früheres Zimmerchen oben hab' ich, Lukas. Da darfst du nichts dagegen haben. So wenig, wie du was dagegen haben darfst, dass ich im Hause bin. Ich bin an deiner Mutter Stelle und hab' mir's zur Pflicht gemacht,

dem Haushalt vorzustehen, als ob sie selbst da wäre. Das erfüll' ich nun. Es wird mir manchmal schwer, — und manchmal ist's mir sehr schwer — aber ich thu's."

Darauf wusst' ich nichts zu sagen.

„Du musst bei deinem Vater schlafen. Das Bett der Mutter ist frei. Es steht schon die ganze Zeit sauber und gedeckt. Es ist sonst alles, wie's bei deiner Mutter war. Nur dass halt die arge Not mit der Krankheit nicht mehr ist."

Verlegen hüstelte sie ein wenig. Sie wurde sogar ein wenig rot, wenn ich recht bemerkte. Aber es schnürte mir die Kehle zu, dass ich keinen Laut herausbrachte.

Und wie ob sie für etwas Entschul-

digungen und Begründungen suchen müsste, sagte sie:

„Ob dein Vater ganz frei davongekommen ist, Lukas, — ob er nicht ein wenig angesteckt ist, — und ob er nicht für seine alten Tage wenigstens — — ob er nicht noch der Pflege bedarf — ja, wer weiss, wer weiss!“

Es war das erste, was sie unsicher gesprochen hatte. Und es war ihr schwer herausgekommen. Sie merkte nun, dass sie sich verhaspelt hatte und dass es einen Knäuel geben wollte. So fasste sie sich und hieb ihn durch.

„Noch ist er ja fest und gesund. Aber ich mein' nur — man hat's doch schon öfter gehört, dass von der kranken

Frau, gerade bei der Schwindsucht — — Ich will ja nicht hoffen — wir wollen's ja nicht hoffen, Lukas," — verbesserte sie sich — „und du sollst dich nicht ängstigen. Es war nur so ein Gedanke von mir. Der Vater dürft' ihn nicht wissen, beileibe nicht!"

Sie atmete auf, wie ein Mensch, der das Gefühl hat, einen schlechten Eindruck wieder gut gemacht, eine falsche Rede verbessert zu haben, und ganz offen und frei erzählte sie weiter.

Sie erzählte von den letzten Stunden der Mutter. Wie ergeben sie gewesen wäre, wie sanft sie eingeschlafen sei. Wie sie bei ihr gestanden habe, die letzte Nacht und den letzten Tag. Einmal sei's

ihr gewesen, als habe sie noch etwas sagen wollen. Aber es sei ihr unmöglich gewesen. Es sei aber nichts Schweres gewesen. Es sei noch einmal ein Leuchten in ihrem Auge gewesen. Sie hab's als einen Gruss aufgefasst — an mich vielleicht, und sie habe der Mutter mit einem leichten Händedruck geantwortet. Dann sei sie sanft eingeschlafen.

Von der Beerdigung erzählte sie, der grossen Beteiligung. Auch wie man vergebens auf einen Brief von mir gewartet habe, und wie's niemand hätt' verstehen können, dass er ausgeblieben wäre.

So verging der Mittag.

Ein hohes Wesen sprach zu mir, das ich verehren musste, dem ich mich nicht

zu nahen wagte. Aus einer Ferne, dahin kein harter Fusstritt klang. Darin alles rein war und unberührt.

Einst hatte sie neben mir gestanden und meinem Herzen so nahe. Jetzt stand sie über mir. Einst war sie meinem Herzen ein Besitz und ein Inhalt, jetzt war sie unnahbar, und ich musste sie verehren und schweigen, — verehren in schweigender Andacht. Ich wusste nicht, wodurch es mir geschah. Ich kannte die Macht nicht, die sie erhob und fernrückte und mich niederbeugte. Aber ich konnte nicht anders. Ich musste ganz stille sein. Aber über mein Herz rannen glühende Thränen, still verborgen.

Zehntes Kapitel

Das Luischen arbeitete wieder draussen in der Küche, hantierte im Hof, ging ein und aus. Und ich sass still in der Ecke und starrte vor mich hin in die leere Stube und rührte und regte mich nicht.

Nicht zu räuspern wagte ich mich. Ich fürchtete, dadurch werde was im Hause aufgeschreckt, das über mich fiele, etwas Schweres, Unbekanntes. Ich fürchtete, es werde plötzlich da aus einer Ecke auf mich zukommen, werde kalt und fremd vor mir stehen, werde hart zu mir reden, dass mir das Herz im Leibe gefrieren müsste. Etwas Unausgesprochenes fürchtete ich, das schon bang und schwer

in mir lag, das ich aber noch nicht erkennen konnte.

Ich war froh, als es dunkel wurde. Dann und wann ging das Luischen durch die Stube. Ich sah immer nur auf einen Moment ihr Gesicht, wenn sie durch den Schein des Fensters ging. Mir war dann, als müsste ich aufschreien, aufschreien und davonrennen. Aber sie ging so ruhig und sicher, so vorsichtig beinahe, als wollte sie mich nicht stören, als sollte nichts an mich herantreten, das mich wecken könnte. Es war gerade, als gönne sie mir noch einmal so eine knappe Ruhefrist.

Es wurde dunkler und dunkler.

Einmal kam das Luischen leis und

vorsichtig und blieb in der Thür stehen: „Hast du Hunger, Lukas? Sonst warten wir, bis der Vater kommt, mit dem Essen. Es kann nicht mehr lange währen."

„Ja, warten wir," sagte ich. Ich konnte mich nicht begreifen, da sass ich wie ein Bildstock. Herrgott, hatte ich denn kein Leben mehr?!

Da war ja sie, drei Schritte weg, da das Klappern des Geschirrs, der Tritt, dies Hüsteln; das war ja all von ihr, Herrgott, Herrgott! Was sass ich denn da und legte die Hände in den Schoss! Mein war sie ja! Ihr gehörte ja mein ganzes Leben! Meine ganze Jugend, mein Streben, meine Träume, meine schönsten Träume hatten ja ihr gehört, ihr!

Was half's? Ich konnte mich nicht rühren. Es war mir eingefallen, hinauszugehen und ihr zu danken für die Liebe, die sie mir gegeben hatte, für all die Träume und Stimmungen, all die Erhebungen und Hoffnungen, all die — Gott, was wusste ich! — für alles, alles!

Aber ich konnte mich nicht rühren, nicht vom Fleck, nicht räuspern, nicht atmen. Und so sass ich wieder eine Weile. Dann hörte ich ihre Stimme. Ich lauschte scharf. Sie flüsterte halb: „Der Lukas ist gekommen," sagte sie, „er ist drin."

„So, er ist drin?"

Es war der Vater. Ich hörte noch ein Flüstern, ich verstand es aber nicht. Dann

trat der Vater ein. Hinter ihm leuchtete das Luischen. Es stellte die Lampe auf den Tisch und verschwand.

„Guten Abend, Lukas!“ sagte der Vater.

Ich stand auf und gab ihm die Hand.

„Bist unverhofft gekommen!“ sagte er.

„Ja!“

„Bist doch nicht krank?“

„Nein.“

Dann blieben wir beide stumm. Wir standen noch einander gegenüber. Ich einen halben Kopf grösser wie der Vater. Aber ich stand doch klein vor ihm. Er war vollständig sicher, nur suchte er das erste Wort.

„Wir wollen uns setzen, Lukas!“

Wir thaten es.

„Luischen, bring uns eine Flasche Wein und Gläser!“

„Ich trinke nichts, Vater!“

„Dann lass, Luischen. Hast du Hunger?“

„Ich esse auch nichts.“

Da löste sich etwas in mir. Heiss kroch mir's ins Gehirn. Ganz klar bewusst ward mir: ich hasste ihn. Ich erschrak gar nicht. Ich stand ganz unter diesem furchtbaren Eindruck: ich hasste meinen Vater. Und ganz aus diesem kalten Empfinden heraus sagte ich: „Du willst was reden, Vater, red's!“

Er war aber gar nicht erstaunt.

„Ja,“ sagte er. „Aber erst etwas! Ich

rede, nicht du! Ich bin dein Vater, du hörst mich an; das fordere ich. Wenn ich geredet hab', dann ist die Reihe an dir. Wenn du dann noch etwas zu sagen hast."

Dann atmete er tief, ohne zu seufzen, nur, wie um seine Kraft zu sammeln.

„Du bist nicht erwartet worden hier, Lukas, und nun bist du zu viel. Du triffst's anders, als du denken konntest. Deine Mutter, die die vielen, vielen Jahre krank war, ist tot; du warst weit weg, als sie starb, und ich stand allein, da half mir das Luischen; sie half der Mutter über ihre letzten Stunden, sie half mir in meinen Sorgen, sie war wie mein Kind, sie wurde wie meine Frau. In Ehren!

Ich habe sie zu hoch achten gelernt. Sie hat Pflichten auf sich genommen — für mich; da bin ich mit ihr zusammengewachsen, da hast du sie verloren —"

„Da hast du sie mir genommen!" unterbrach ich. Er blieb aber ganz gelassen.

„Da hab' ich sie mir genommen, ja. Der Druck, der die langen Jahre auf mir gelastet hatte, war durch deiner Mutter Tod von mir genommen. Es ist keine Kleinigkeit, lange Jahre eine kranke, sterbende Frau zu haben. Ich hab's ja getragen, ich hab' ja nie gemurrt; ich hab' ihr ja immer gern beigestanden und ihr das Leiden leichter gemacht. Die Arme, sie hatte ja das Schlimmere! Ganz recht, aber es lag auf mir wie Zentnerschwere. Und

heimlich schrie das Leben in mir. Muss ich mich schämen, das zu sagen? Und nun das Leben um mich, wieder das Leben um mich! Soll ich nicht mehr nach dem Leben verlangen dürfen? Du hast ältere Rechte, ja. Fordere sie aber nicht, denn du bist noch lange nicht so weit, die Pflichten daraus erfüllen zu können; du hast noch zu viel Pflichten gegen dich, gegen deine Jugend, deinen ganzen Menschen. Deine Lebensaufgabe liegt noch viel zu schwer auf dir; du hast noch zu wenig davon gelöst. Kinder sehen das nicht, begreifen es nicht, wollen es nicht sehen, nicht begreifen. Du solltest nun aber über das Kind hinaus sein; du musst nun heut wissen, was du kannst

und was du nicht kannst. Und dass das, was du nicht kannst, mehr ist, als was du kannst. Ohne einen Vorwurf, Lukas, aber es ist nun mal so. Du hast noch einen langen Weg vor dir; er ist so schon schwer, erschwere dir ihn nicht noch mehr. Jetzt spreche ich nur wegen dir, jetzt bin ich nur dein Vater, verstehst du mich, Lukas?“

Sein Ton war zuletzt weicher geworden.

„Ja und nein!“

„Geh wieder nach München, Lukas. Ich hab' gesorgt, dass dir das Stipendium noch Jahre bleibt. Sie wird deine Mutter werden, Lukas.“

Da fuhr ich auf.

„Ich wüsste an deiner Mutter Stelle

keine bessere, und ich wüsste nichts Besseres für dich, als dass sie deine Mutter wurde, dass du sie verehren könntest und ihr anhänglich sein, und könntest ihr Sohn sein, wenn ich einmal nicht mehr bin, denn sie ist ja mehr als ein Vierteljahrhundert jünger als ich."

„Sie darf nicht meine Mutter werden!"

„Daran kannst du nichts mehr ändern. Geh ans Rathaus, da ist's ausgehängt."

Das war wie ein Schlag auf meinen Kopf.

„Vater!" schrie ich auf.

„Du solltest drum froh sein und zufrieden. Es ist auch dein Wohl, wenn du's heute auch noch nicht verstehst!"

Ich sprang auf. Ganz ausser mir war

ich. Ich vergass, wo ich war; den Vater vergass ich, alles um mich, nur an sie dachte ich und an mich.

„Ich fordere sie für mich, ich fordere sie! Mir gehört sie, ihre Jugend meiner Jugend! Du sündigst an ihr, an mir, an der Mutter! Du hast ihr den Sinn verkehrt. Ganz falsch hast du ihre Opferwilligkeit belohnt; du hast ihre Jugend bethört, ihre Güte missbraucht!"

Er blieb ganz ruhig und verzog keine Miene. Einen Augenblick sah er vor sich hin, dann sah er mir in die Augen, so fest und hart und sicher, dass alles in mir zusammenkroch; und wie ein Richter, der verurteilt, weit von oben, sagte er mit schwerer Betonung:

„Du bist nun zu viel hier im Hause, Lukas, geh!“

Mein Mut war weggeblasen, aber die Verzweiflung schrie nun in mir.

„Nichts hab' ich verbrochen, dass du mich hier fortweisen kannst, nichts. Ich bin gekommen, um zu fordern, was ich zu fordern habe, was meiner Jugend gehört hat, was meine reifen Jahre geniessen wollten. Mein Glück hab' ich holen wollen. Du hättest's behüten sollen, weil du mein Vater bist. Aber du hast's für dich genommen! Hier aus diesem Hause hab' ich's holen wollen, wo ich geboren bin, wo meine Mutter auf mein Glück und Leben bedacht war. Ich gehe nicht! Ich fordere mein Glück! Hier hab' ich's

zu fordern. Und wenn's mein Glück nicht ist, mein Herz hängt daran. Von dir fordere ich's, von meinem Vater, der mir's nicht nehmen darf, weil er mein Vater ist. Gieb's her, und ich gehe, gieb's her!"

Wie Todfeinde standen wir einander gegenüber.

„Du bist ein Kind, Lukas, du bist unreif! Geh und werde ein Mann! Es fehlt dir noch viel, es fehlt dir noch alles! Geh!"

„Gieb!"

„Ich werde weiter für dich sorgen; werde, was du werden wolltest, was du werden kannst. Sie wird deine Mutter, basta! Geh und störe ihren Frieden

nicht. Ich weiss nicht, ob er ihr nicht schwer geworden ist.“

Ein eigener Gefühlston war in ihm durchgebrochen. Die letzten Worte hatte er ängstlich halb geflüstert.

„Das Leben ist ganz anders, als du dir träumst, Lukas. Sorg erst für dich. Guck, ich möcht' dich ja sehen, einer vor allen! Dass alle nach dir sehen sollten. Und ich selbst möcht' stolz sein auf dich. Leg dir nicht das schwerste Hindernis in den Weg. Folg, Lukas! Bleibe zur Nacht hier, 's ist dein Vaterhaus. Aber fordere nicht mehr! Wenn du forderst, bist du zu viel hier. Morgen reise wieder ab. Es ist nichts mehr zu ändern, bei ihr nicht und bei mir nicht.“

„Ich kann nicht!“

„Dann geh! Es soll keinen Streit geben, kein Unglück. Geh in Frieden und finde dich!“

Da war ich weich wie Wachs. Da war mir alles zerschlagen, da wankte alles unter mir.

Ich schlich zur Thür.

„Gieb mir die Hand, Lukas!“

Es klang wie ein unterdrücktes Weinen. Aber ich war schon zur Thür hinaus, und ich konnte nicht mehr zurückgehen, konnte mich nicht mehr umdrehen. Das Licht hinter mir brannte auf meinem Rücken. Da schloss er leise die Thür.

Ich stand im dunkeln Hausflur. Noch einmal zauderte ich. Die Hausthür stand

offen, und die Nacht lag davor, dunkel, schwarz, schwer, unendlich.

Da fassten zwei Hände zart meine Schultern, ein warmer Körper presste sich an mich, eine heisse Wange glühte an der meinen. Wonnig, wohlig durchfuhr es mich. Jubeln, jubeln und triumphieren wollte ich. Ein heisser Atem — schon wollte ich den Kopf wenden.

„Geh, Lukas, gelt? Gelt, geh!" flüsterte sanft ihr lieber Mund. Es lag eine unendliche Wehmut darin. Ohne Weinen und Traurigkeit, schmerzvoll, ergeben. Da fiel alles Leben von mir ab, da war's dunkel um mich. Da stand ich allein und verlassen in der schwarzen, feindlichen Nacht.

Elftes Kapitel

Der arme Lukas hatte sich in die dunkelste Ecke seines Stübchens gestellt, als wollte er sich verbergen. Ich sah ihn nun auch wirklich nicht mehr, ich hörte nur seine Stimme. Fast wie ein Frösteln überlief's mich. Es klang alles wie aus einem Grabe, alles so traurig und doch so hart und anklagend. Ich zitterte, es war mir unheimlich. Eine Angst lag auf mir, als ob einer eine bleierne Hand auf meinen Kopf gelegt hätte.

Ich war ja noch jung, ich nahm das Leben so leicht. Nun schien mir auf einmal das Leben etwas Schweres und Grausames zu sein, etwas so Grosses,

Forderndes, Niederstampfendes. Mir war ganz, als sei es hinter mich getreten, gepanzert, hoch aufgerichtet, und seine Eisenfaust ruhe auf mir. Ich zitterte, und ich duckte mich und hörte dem alten Mann zu wie aus einem Versteck.

Er sprach nun lauter als vorher. Es war, als ob er seine Stimme hören wollte, jedes Wort noch einmal hören, seine Bitterkeit auskosten wollte. Es war, als wollte er sich mit seinen eigenen Gedanken peitschen.

„Das Leben war von mir abgefallen," sagte er. „Ich lebte aber weiter. Ich weiss zwar nicht, warum man das Leben noch lebt, wenn's keinen Wert mehr hat. Es gehört wirklich Mut dazu, nicht mehr

zu leben. Das ist ein wunder Punkt in mir. Ich war immer ein Schwächling, und wie sehr ich einig mit mir geworden bin mit den Jahren, mich gefunden und mich mit dem Leben zusammengefunden habe, dieser wunde Punkt blieb, und vielleicht erzähl' ich alles nur wegen diesem einen. Vielleicht will ich alles jetzt noch einmal vor mir sehen und erleben, um darüber hinauszukommen. Ich hoffe fast, es wird mir diese Ruhe werden, die ich mir nun noch ersehne. Nicht von Schuld red' ich und Schicksal, nur von dieser Willenlosigkeit, von diesem Kraftmangel, dass ich das letzte nie vollbringen konnte. Ich bin nun ein alter Mann, und mein Alter thut mir nicht weh. So will ich mir

selbst die Schwäche meiner Jugend anklagen, laut und erbarmungslos, dass sie still wird, diese Anklage, denn unser Leben ist eine Kette, da darf kein Glied fehlen. Ich will auch dieses letzte Glied mir einsetzen. Es gehört nun einmal dazu."

Er schwieg. Es war eine erdrückend schwere Pause. Dann wiederholte er geradezu feierlich: „Es gehört nun einmal dazu!"

Und nun war mir's wie eine Erlösung, ich fühlte mich erleichtert, ich hob den Kopf wieder und hörte ihm freier zu. Und auch in ihm musste sich etwas befreit haben, er sprach wieder wie früher, zag und halb flüsternd:

„Sie verstehen das ja nicht, junger Freund, aber Sie lernen's einmal verstehen, sicher, Sie lernen's auch einmal. Äusserlich scheint ja unser Leben so verschieden, aber wer tiefer sehen kann, der weiss, wie ähnlich es trotzdem ist. Sie glauben's gar nicht, wie ähnlich das Leben in uns allen ist. Es ändert nur sein Äusseres, und damit will's uns voreinander täuschen, will's uns verstecken voreinander . . .

Das Leben war von mir abgefallen. Ich ging hinaus in die schwarze Nacht. Hinter mir fühlte ich das Licht, das Licht aus der Stube, wo ich mit meiner Mutter oft geweint hatte. Es schien jetzt meiner zweiten Mutter, die lächeln durfte. Sie hatte den Kampf gewonnen. Wäre ich

innerlich kräftig gewesen, wäre ich jetzt über die Trümmer gestiegen und wäre höher gegangen und höher gekommen, als ich vorher hätte wollen, nur hätte ahnen können. Aber ich war eine zu weiche, thatlose Natur. Ich hatte all meine Jahre nur hingeträumt. Ich gehörte zu denen, die sich dem Leben hingeben, dass es mit ihnen thue nach seinem Sinn und Willen, dass es spiele mit ihnen. Ich gehörte zu denen, die sich keinen Weg machen, die aber hoch kommen können, wenn eine starke Hand sie fasst, wenn sie einer führt, der die Verhältnisse um sich beherrscht, dass der Weg nicht zu sehr erschwert werde. Zu denen gehörte ich, von denen man sagt, dass sie

„Glück“ im Leben haben müssen, und dieses „Glück“ gewährte mir das Leben nicht. Nun hatte es auch seinen letzten Trieb in mir vernichtet. Da fiel ich, da sank ich, da verlor ich mich. Da ging ich tastend wie ein Blinder, da blieb ich am Wege liegen wie ein Lahmer.

Ich ging nicht mehr nach München. Ich hatte kein Ziel mehr. Es war alles in mir ausgelöscht. Ich hatte keine Forderungen mehr ans Leben, keine mehr an mich. Wie ich noch leben konnte, ich weiss selbst nicht mehr. Es ist eine tote Zeit in meinem Gedächtnis. Ich habe keine klare Bewusstheit von ihr. Ich habe wohl kein klares Bewusstsein in ihr gehabt.

Ich lief durch die Welt ohne Zweck und Ziel und Willen. Ich sank von Stufe zu Stufe. Es ist unglaublich, wie rasch das beim Menschen geht. Das ist ein Schrittchen, und er ist unten, offenkundig unten, gleich für jedermann. Es ist, als sei ihm ein Mal aufgebrannt worden. Ganz sicher, etwas ist, das zeichnet einen; das ist unverdeckbar. Nicht Kleider, nicht Manieren verdecken das, und der simpelste Mensch hat ein Auge dafür.

Am liebsten hielt ich mich noch bei den Bauern auf, weil ich da in der freien Natur sein konnte. Und weil es da für einen, wie ich war, am sichersten ist. Der Bauer hat seine eigene Welt fest begrenzt, er lässt nichts ein und aus und

hält alles fertig und ganz. Da verliert man das ewige Hangen und Bangen, da reckt und streckt man sich nicht mehr, da lebt man sich ein ins Kleine, das ein ganzes Stück bleibt. Immer ein ganzes. Ich verkehrte freilich mit keinem Menschen. Ich erzählte nichts, ich fragte nichts, nur mit den Tieren sprach ich und mit den Pflanzen.

Da war das Unkraut, das ich ausjäten half. Warum war's Unkraut? Und nebenan wuchs die Nutzpflanze! Warum wuchs es auf dem Acker und nicht am Wege, am Rain, wo es stehen konnte, von Menschenhand unberührt, bis seine Zeit gekommen wäre? Da war der Baum, den die Scharmaus vernichtete, da war

der andere, dem der Sturm in der Blütezeit die Krone knickte. Waren sie nicht alle Leidensgefährten, Schicksalsgenossen von mir?

Ich lernte die Pflanzen und die Tiere verstehen. Ich verstand ihre Schmerzen und Leiden, ihre Krankheiten erkannte ich und heilte sie. Heilen wollte ich. Ich fand alle Heilmittel für sie, und ich pflegte sie, wie man Kinder pflegt. Sie sollten leben, aber nicht ungeheilt wie ich. Sie sollten nicht hinsiechen.

Ich fühlte die grossen Bestimmungen in der Natur, im Leben und in allem Sein. Ich fühlte mich ganz eins mit allen, mit Baum und Blume, mit dem Unkraut am Wege und dem Getreide auf dem

fetten Boden. Und Sonne und Wind und Regen und Unwetter, sie kamen ihnen wie den Menschen zu Schaden und Heil, oft nicht deutlich und sichtbar für den Augenblick, und doch zu erkennen, wenn man die Augen aufhalten wollte, wenn man nicht nur das Eine sah und das Heute, sondern das All und das Morgen. Es ist merkwürdig, wo das Leben aufstehen will, muss es Leben aufsaugen und vernichten. Aber auch das vernichtete Leben war notwendig, und es lebt im neuen, anders wohl, aber es lebt.

Vielleicht bin ich auch nicht vergeblich vom Leben zertreten worden, tröstete ich mich oft. Vielleicht wollte das Leben ein anderes Samenkorn in mich werfen,

dass ich ihm Nahrung werde. Ich weiss nicht recht, warum ich überhaupt arbeitete. Um zu vergessen, nicht denken zu müssen, nicht mein Empfinden Herr über mich werden zu lassen, und oft aus Hunger.

Ich hielt's wohl nirgends lange aus; nach einiger Zeit packte mich die Unruhe, ich musste wandern. Alles Lebenversenken, alles Trosteinreden, all das Gründesuchen und Sicheinschalten, es war auf einmal wie weggeblasen; es war mir, als müsste ich mir selbst entfliehen. Ich wanderte und wanderte ohne Ziel. Was ich da an Schwerem erlebt habe, habe ich vergessen. Meine Wanderzeit war wie eine Traumzeit. Ich ging wie in einem fremden Bann. Entfliehen wollte

ich. Ich war ohne Eindrucksfähigkeit und Beziehung zu den Dingen, die von aussen an mich herantraten.

Dann verlor sich's plötzlich. Es wurde ganz ruhig in mir. Dann blieb ich irgendwo und arbeitete. Was vor mich kam, arbeitete ich; es war mir alles recht, es war mir nichts zu gering, und ich gewann mancherlei Kenntnisse.

Die Jahre hatten viel ausgeglichen in mir. Zuletzt war ich in einem grossen, mechanischen Theater. Ich zog mit von Stadt zu Stadt. Ja, Lieber, ich bin so mein Teil herumgekommen, und ich habe manches gesehen, was traurig war. Ich habe mich da so unter der Hand gewissermassen zum geschickten Mecha-

niker und Uhrmacher ausgebildet. Es war mir eine besondere Befriedigung, das Räderwerk, ob's nun das gröbste oder das feinste war, so zu konstruieren, dass nichts versagte. Ich habe oft im stillen auch ans Leben dabei gedacht; ich habe oft gewünscht, es möchte sein wie so ein Uhrwerk. Und schliesslich ist's auch eines. Aber der Uhrmacher ist unbarmherzig, ein Rädchen, dem nur ein Zahn fehlt, das wirft er weg.

Wir hatten eine grosse „Weltuhr". Ich habe jahrelang beständig an ihr verbessert; ich habe die zwölf Apostel geschnitzt und habe das Werk eingesetzt, dass sie erscheinen konnten. Ich habe jede Stunde einem Apostel geweiht, der

mitten in der Uhr über diese Stunde wachte, und um zwölf Uhr erschienen sie alle im Kreise, gingen um Christus, der in ihrer Mitte stand, und verneigten sich vor ihm. Aber nicht bloss das, auch das Astronomische habe ich studiert und dem Werk vieles eingefügt, was nicht Spielerei war, sondern wissenschaftlich wertvoll und genau berechnet.

In dieser Zeit hatte ich zum erstenmal wieder Pinsel und Farben in der Hand, und ich machte reichlich Gebrauch davon. Auch die übrigen mechanischen Wunderwerke, die wir zeigten, verdankten vielfach ihr Aussehen meiner Hand. Die Männer mit den beweglichen Lippen, die lachenden Kinder, die beweglichen

Augen schöner Frauen stammten alle von mir.

Ich wurde von dem Besitzer des Theaters gehütet wie ein Edelstein. Es war ihm freilich nicht schwer, denn ich hatte gar keine Ansprüche; ich zog meine Uhren auf und setzte mich still in eine Ecke, ohne noch weiter hinzusehen. Ich wusste, es ging alles von selbst, so wie die ganze Schöpfung läuft, ohne dass der Herr der Welt sein Auge aufthut oder seinen Finger rührt. Dann „bosselte“ ich wieder in meiner Werkstatt, dachte mir allerhand Schönes und Bewegliches aus und lebte so ein paar Jahre beschaulich, ruhig und zufrieden, vielleicht glücklich.

Es war mir ein ganz schöner Lohn versprochen. Aber ich habe nie ausgerechnet, ob ich den ganz bekommen habe, ich hatte ja kein Geld nötig. Nur wenn ich Kleider brauchte und Schuhe und Strümpfe, liess ich mir Geld geben, wie viel, das zählte ich nicht, so viel, als ich gerade nötig hatte. Verlumpen, auch äusserlich, wie ein Bettler aussehen, das wollte ich nicht, und so hielt ich mich ganz passabel, nur auf ein bisschen mehr oder weniger alt kam mir's nicht an.

Fast pries ich schon das Schicksal, dass ich doch noch so einen Hafen gefunden hatte. Da kamen wir nach Mainz. Nach so vielen Jahren wieder in die Heimat, und so ganz und gar ein anderer.

Zerbrochen alles, was damals, als ich auszog, Schmuck und Stütze, Wunsch und Ziel gewesen war. Heimlich oft der Wunsch, nie wieder im Leben den Boden zu betreten, dem mein Leben entsprossen war, und doch wieder, heimlich viel und manchmal laut, die Sehnsucht nach der Heimat. Das liegt bei uns so im Blut, wir kommen nie los davon. Gerade wie wir nie ganz unsere Sprache aufgeben; so lange wir auch fort sein mögen, so weit auch, man hört's uns immer an. Und dann der Rhein! Es ist etwas Eigenes, das wird man nicht los, das ist überall der Massstab. Dem Rhein vergleichen wir halt alles, und dem Rhein hält kaum etwas stand in der Welt. Wie

leichtfertig und oberflächlich geradezu wir auch daheim an den Dingen vorbeigehen mögen, draussen in der Fremde werden sie uns alle wichtig und wert, und dann packt es uns doppelt stark, wenn wir den Heimatboden wieder betreten.

So war's mir nun. Ich schlich herum wie ein Sterbender. Es war alles wieder aufgebrochen in mir; es stand alles wieder lebendig vor mir, was mir lieb war, was mir leid war. All das Äussere, all das Innere, und ich hielt's nicht mehr aus, ich musste mein Dorf wiedersehen.

Mein Dorf! Die Wiesen, den Bach, die Wingerte an den Bergen rings, unser Häuschen, die Mühle im Thal, die Pappel am Wehr, den Friedhof! Die weisse

Landstrasse mit der Allee, die durch die grünen Wiesen schnitt, die Dörfer oben auf den Höhen, die herablugten wie wachsame Kriegsknechte! Das stand mir jeden Augenblick vor der Seele, das malte sich mir wunderbar aus. Das quälte mich. Diese Sehnsucht: noch einmal all das sehen, noch einmal all das in sich aufnehmen! Im Sonnenschein, in der Dämmerung, in der Stille des Abends, wenn die Glocken der Dörfer auf den Höhen den Feierabend läuteten, am Morgen in der Frühe, wenn die ersten Hunde bellten und der erste Rauch aus den Schornsteinen aufstieg.

Diese Sehnsucht! Und diese Angst, das alles anders zu finden, nicht mehr

so ansehen zu können, nicht mehr mit den weiten, geniessenden Augen, nicht mehr mit dem vollen Herzen. Und das andere, das sich vielleicht in diesen Bildern versteckte, das ich nicht zu denken, mir nicht zu gestehen wagte, und das doch das mächtigste war in mir, das in mir brannte wie Feuer, mich durstig machte zum Verschmachten: Sie!

Sie! Ihren Namen wagte ich mir nicht zu sagen. Was sie mir war, was sie mir sein könnte, wagte ich nicht im leisesten zu denken. Nicht zu denken wagte ich, dass es mich zu ihr trieb.

Meine Heimat wollte ich noch einmal sehen, mein Dorf, dem meine Jugend geblüht hatte, das mir geblüht hatte, da das

Leben noch vor mir lag wie ein Garten, darin wir nur zu wandeln brauchen, im Sonnenschein, zwischen Blumen und geschmückten Beeten, und im kühlen Schatten, und so glücklich sind... So trieb mich's heim.

Zwölftes Kapitel

Unser Leben hat Augenblicke, in denen unser Thun unter einem dunkeln Triebe steht, der alles bestimmt. Wir können uns dann nicht Rechenschaft über unser Thun geben, wir sind dann abhängig, im Zwang, wir sind Kinder und Blinde. So weiss ich nicht, was mich trieb, nicht zuerst in unser Häuschen zu gehen. Auf den Kirchhof trieb's mich. Ohne weiteres Überlegen nahm ich den Weg dahin.

Gleich ein paar Schritte nach dem Eintritt blieb ich mitten auf dem Hauptweg stehen. Da also lagen alle im gleichen Boden wieder vereint, dem sie entwachsen waren, nur selten ein Fremder

unter ihnen, und auch sein Grab gleich den andern, gleich heimatlich. Auch mein Boden war das! Sollte er mir nicht auch einmal zur Ruhestätte werden können?!

Aber schon war ich über diesen Gedanken hinaus. Nicht der Boden ist's, der unsere grosse Heimat wird, die Ruhe ist's; in ihr gehen wir auf, aus ihr steigen wir zu dem neuen Leben, zu dem uns das vergangene reifte. Nein, es verliert sich nichts. Das Leben ist unerbittlich, es erhält alles zu seiner ewigen Dauer, unser Gutes und Schlimmes, und beide sind ihm gleich wert.

Fast mechanisch schritt ich weiter. Ich hatte es im Gedächtnis behalten, wo das Grab meiner Mutter war. Auch wo

Grossvater und Grossmutter lagen. Aber freilich, da war vieles anders geworden. Ich musste nun doch suchen, denn nun lagen so viele Gräber, so viele Reihen bis zu dem Pfade, auf dem ich ging, vor ihren Gräbern, so dass ich sie nicht wiederfand in der Menge. Es fiel mir ein, dass man an sie nun längst nicht mehr denke, dass man ganz andern nun nachweine.

So ging ich Schritt um Schritt weiter. Da bleibt mein Auge wie gebannt haften. Ein noch ziemlich frischer Kranz, ein noch ziemlich frischer Hügel und viel Blumen, und ein frisches Kreuz darauf, und in grosser Schrift der Name meines Vaters. Ich traue meinen Augen nicht,

ich gehe näher, ich sehe scharf hin. Der Name meines Vaters!

Ich stand stumm, starr und erschüttert. Ich habe diesen Augenblick nie vergessen, er war schwer, er hatte mich überfallen, unvorbereitet. Ich musste meine ganze Kraft aufbieten, ihm nicht zu erliegen, nicht verzweifelt gegen mich und mein Leben zu wüten.

In dem Augenblick war's nur mein Vater, der da unten schlief. Meinen Vater hatte ich verloren, und dieses eigene Gefühl des Kindes zu dem Manne, der es ins Leben gerufen, diese starke, innerste Verbindung und Teilhaftigkeit zu ihm, das war jetzt lebendig in mir, mehr wie je im Leben, da ich ihn besessen hatte

und da dieses Fühlen mein Verhältnis zu ihm hätte regeln sollen.

Und so weinte mein Herz. Ich dachte nicht an mich, ich dachte nur an ihn, und eine Frage nach seinem Wollen, eine Frage nach seinem Erfüllten lag in mir.

Ich habe nie von ihm gehört, wie er das Leben auffasste, welchen Zweck er für sich im Leben sah, welche Ziele er sich gesteckt hatte. Nun war mir, als sei es ihm eine Enttäuschung geblieben. Klein, den kleinen Verhältnissen entsprechend, wenn man's von aussen betrachtet, aber doch so gross für den, der sie erlebt, wie sie für den ist, der im goldenen Wagen seinem fernen Ziele zujagt und es nie erreicht. Nur die Ver-

hältnisse ändern sich, ihre Werte bleiben die gleichen.

Und jetzt dachte ich auch an mich.

Ich mochte in seiner Sterbestunde vor seinen Geist getreten sein. Hat er mich geliebt? Er war mein Vater! Durfte er so in mein Leben eingreifen? Und ist mein Leben ihm nicht nun zu einer Schuld geworden, die er sich aufgeladen? Mochte ihm das je auch eingefallen sein, mochte er darüber nachgedacht haben? Mag es ihn wohl bedrückt haben, und mag's in seiner Sterbestunde vor ihm gestanden haben, dunkel, mit brennenden Augen, feindlich und furchtbar?

Ich war vielleicht seine grösste Hoffnung gewesen, ich war vielleicht sein

Stolz gewesen. Er hat sich um diese Hoffnung betrogen, er selbst. Und ich? Ja, wo liegt seine Schuld? Hatte er nicht ein Recht dazu? Und wo war die Pflicht grösser? Und was war Sinn und Absicht des Lebens in diesem seltsamen Zusammentreffen?

Ich ging zum Grabe der Mutter, da war Friede. Sie hat keine Täuschung an der Wirklichkeit erlebt, der Tod hat sie davor bewahrt, er war gütig.

Sie hatte vom Leben keine Gunst und keinen Gewinst erhalten, es hat sie nur mit einer Hoffnung entlassen, vielleicht sogar mit einem Vertrauen. Zwischen ihrem diesseitigen Leben und dem jenseitigen stand es ihr nun als Bindeglied,

als ein gutes Bindeglied. Sie wusste ja nicht . . .

Die Gräber von Grossvater und Grossmutter suchte ich noch auf. Sie sagten mir nichts weiteres. Was von ihrem Wesen bestimmt war, in mir fortzubestehen, war längst in mir aufgegangen, und ich wusste es längst, ihr Grab verriet mir's nicht erst.

Auf dem Rückwege musste ich wieder am Grabe des Vaters vorbei. Die Blumen sind von „ihrer" Hand, fiel mir ein. Da schrie es verzweifelt auf in mir. Jetzt war's frei, jetzt hatte sich's durchgebissen. Das ist wie Feuer, das sich durch Mauern frisst. Das Leben! Herrgott!

„Vater!" schrie ich, „Vater!"

Und ich ging vom Kirchhofe fort.

Ich — ja, sag' ich's fest heraus, alles Verrungene war mir verloren jetzt, all der stille Besitz. Ich — wollte ins Leben gehen!"

Der arme Lukas war tief erschüttert, er hüstelte ein wenig und sagte: „'s ist Zeit, dass es zum Ende geht, es will mir schwer werden."

Er ging ein paarmal in dem Stübchen auf und ab. Der Regen draussen hatte aufgehört. Der Schein des Vollmonds lag im Fenster. Ich atmete kaum; es war ganz still, nur sein Schritt, ein klein wenig schlurfend, unterbrach das Schweigen.

Dann sagte er, auf und ab gehend:

„'s ist gut, dass man das alles doch nur einmal erleben muss, und ohne dass

man's vorher ahnt, denn es kommt doch vieles über einen, das man sich nicht selbst giebt, das aus ganz weiten, unnahbaren Beziehungen fliessen muss. Es ist doch ein Rätsel, das Leben. Aber was will das sagen? Unsere Sinne sind so kurz, und wir halten für zerrissen und abgetrennt, was viel tiefer zusammenhängt. In meinen Jahren wenigstens, mein Lieber, will man sich's zum Ganzen schmieden, da will man runden und abschliessen. Das grosse Rätsel bleibt ja wohl allemal bestehen, aber viele kleine Rätsel lösen sich ganz von selbst, und das ist immer etwas."

Nun stellte sich der armė Lukas vors Fenster. Es gab ein ernstes Bild. Sein

vorgeneigter Kopf, die breiten Schultern, und darüber, hinter ihm, das Kreuz des Fensters, das sich dunkel in die Mondhelle zeichnete. Er stützte die Arme auf seinen Arbeitstisch und sprach langsam vor sich hin:

„Ich ging nach unserm Hause, wo sie wohnen musste. Es mochte elf Uhr vormittags sein. Sie war jetzt wohl in der Küche beschäftigt. Aber ich wollte sie jetzt nicht dort treffen. Es war mir, als habe ich eine grössere Sicherheit in der Stube, die doch einmal mir gewesen war, darin doch so viel von mir, von meiner Kindheit lebte, darin mir nun die Erinnerung Kraft geben sollte und Hilfe leihen. Ich trat also gleich rechts in die

Stube ein. Auf der Bank am Tische sass ein kleines Mädchen. Ich sah's lange an. Auch das Kind sah zu mir, aber es blieb ruhig, es fürchtete sich nicht.

Ich wusste gleich, dass es ihr Kind war, es hatte Ähnlichkeit mit ihr. Und merkwürdig, mir war, als hätte ich als Kind ähnlich so ausgesehen. Mein Bild, wie ich's einst im Spiegel gesehen hatte, stand mir deutlich vor Augen.

Vor diesem Kinde zitterte ich . . .

Ich ging freundlich auf es zu.

„Wie heisst du denn, Kleine?“ fragte ich, halb flüsternd.

„Luischen,“ sagte sie.

„Gieb mir mal 'ne Hand, komm!“

Sie gab sie schüchtern.

„Weisst du auch deinen andern Namen?"

„Schlüssel."

„Weisst du schon, wie alt du bist?"

„Nein, aber Ostern komm' ich in die Schule."

„Wo ist denn dein Vater?"

Die Kleine sah mich gross an, sie lächelte halb verlegen.

„Weisst du's nicht?"

„Auf den Kirchhof ist er kommen."

„Wo ist denn deine Mutter?"

„Draussen. In der Küche ist die Mutter."

Die Kleine stand von der Bank auf und wollte hinausgehen.

„Nein, bleib schön da, Kind, deine

Mutter kommt gleich. Bleib schön bei mir, — siehst du, ich bin der Onkel Lukas. Hat dir die Mutter noch nichts vom Onkel Lukas erzählt? Nein, noch gar nichts? Ei, so will ich dir recht viel von ihm erzählen."

Ich hatte das Kind lieb. Es war ihr Kind.

Ich nahm's auf meinen Schoss und flüsterte ihm schöne Dinge ins Ohr, durcheinander, buntes Zeug, wie's mir gerade einfiel.

„Und giebst du mir auch einen Kuss? Willst du mir auch einen Kuss geben?"

Sie that's nicht gleich. Da drückte ich das Kind an mich und küsste es. Mein Herz jubelte. In dem Augenblick öffnete sich langsam die Thür. Das Ge-

flüster mochte doch hinaus in die Küche gedrungen sein.

„Lukas!“

Der Ruf war halb angstvoll, halb vorwurfsvoll, und in demselben Augenblick war mir das Kind entrissen.

„Lukas!“

Dann blieb's einen Moment still, nur das Kind weinte in die Schürze der Mutter.

„'s ist doch dein Kind, Luischen?!“

Da war's, als richtete sie sich noch höher auf. Ein tiefer, schwerer Ernst lag in ihren grossen Augen. Ihr Mund wurde streng, ihr Züge wurden starr.

Ich blickte gross auf. Es war so feierlich jetzt.

„'s ist doch —“

Ich wollte den Satz wiederholen, es ging nicht. Ich schluckte das Wort hinunter.

„'s ist dein Schwesterchen, Lukas!" sagte sie voll Hoheit. Da traten mir Thränen in die Augen. Ich starrte sie fragend an.

„Du hast kein Recht —"

Weiter kam sie selbst nicht, aber sie behielt sich ganz in der Gewalt. In mir weinte es, heisse, heisse Thränen, die niemand sah, die wie Gift brannten.

„Du darfst deinen Vater nicht entehren, Lukas!"

Sie hatte sich mir weit fern gerückt.

Eine Weile stand ich unschlüssig und einfältig da und fand mich nicht zurecht in mir. Das Kind hatte halb neugierig,

halb ängstlich die Blicke auf mich gerichtet. Nun wandte ich mich zum Gehen, aber in der Thür hielt mich's noch einmal fest.

„Mutter!“ sagte ich, halb unbewusst.

Da trat sie auf mich zu und gab mir die Hand. Sie sah mich fest an, und ich hielt ihren Blick aus. Sie zog mich nach der Bank.

„Setz dich, Lukas, du sollst mir willkommen sein! Jetzt kann ich dich begrüssen und aufnehmen. Gieb deinem Bruder die Hand, Luischen, 's ist dein grosser Bruder, den du noch gar nicht gesehen hast.“

Zwischen ihr und mir sass das Schwesterchen. Sie hatte wieder gesiegt.

Aber seltsam, ich fühlte mich nicht unterlegen, ich fühlte mich wie in ihrer Hut.

Mutter und Sohn! Das war eine weite Scheidung. Und wie nah hatte einst alles zu ihr in mir gelegen. Nun stand sie mir wolkenhoch, wolkenfern.

Dreizehntes Kapitel

Sie hat mein Leben mit keinem Worte berührt. Und ich konnte nirgends ein Ausweichen oder Sichhüten bemerken. Sie sprach alles so selbstverständlich und fertig. Alles war so ganz in ihr, und ohne Fragen und Zweifel.

Sie musste doch viel gelitten haben. Viel. Aber sie musste sich auch durchgerungen haben. Schwer, sehr schwer. Anders wird man so nicht.

Wir assen zusammen zu Mittag. Sie gab mir, wie die Mutter ihrem Sohne giebt, mit viel Liebe und Zuspruch. Sie sass mir gegenüber. Sie erzählte von der Krankheit des Vaters, von seinem Er-

warten, dass ich eines Tages käme. Er habe ihr die Hand gegeben vorm Sterben und thränenden Auges gesagt:

„Es ist mir doch schwer — der arme Lukas, Luischen!“ — „Es wird schon gut mit ihm sein,“ habe sie gesagt. Dann habe er noch einen grossen, bittenden Blick auf sie gerichtet. Sie habe ihm das kleine Luischen ans Bett geführt, und er habe die Hand des Kindes in ihre gelegt. — Sie sann ein wenig, und das folgende sagte sie mit halber Zurückhaltung. „Dann habe ich ihm die Stirne geküsst. Und er ist sanft eingeschlafen.“

So verplauderten wir den Mittag.

Als es düsterte, kam doch etwas wie Furcht in mich. „Dein Zimmer ist oben

bereit, Lukas," sagte sie. Ich wusste aber keine Antwort.

Als die Dämmerung tiefer ward und wir einander nicht mehr sehen konnten, erzählte sie wieder vom Vater. Er sei immer um mich besorgt gewesen. Er habe mir jeden Stein aus dem Wege räumen wollen. Er habe gewollt, dass ich mich ganz frei, ohne jede Rücksicht entwickeln könne. Und, das sei seine Gewissheit gewesen, das grösste Hindernis für mich sei sie selbst gewesen. Sie sagte das ganz unbefangen und sicher. Er habe es durch die Heirat weggeräumt. Aber nicht nur deshalb habe er sie zur Frau genommen. Er habe sich nach dem Leben gesehnt. Ja, das habe er. Er habe sich

wohl und geborgen gefühlt unter ihrer Fürsorge. Und er habe sie schätzen gelernt — wie sie auch ihn.

Damit brach sie ab und schwieg eine Weile.

Sie habe mir noch zu sagen, wie sie ins Haus gekommen sei. Sie seien ganz verarmt gewesen nach dem Bankerott. Der Vater sei gereist — dann sei es noch eine Zeitlang gegangen, aber schwer. Der Verdienst habe nicht gereicht. Sie müsse in eine Stelle gehen, habe ihr Vater gesagt. Sie müsse dienen. Das sei ihr furchtbar gewesen. Noch wochenlang habe sie sich gesträubt. Da habe sie gehört, wie schwer meine Mutter plötzlich erkrankt sei. Dass es zu Ende gehe, die Kunde

sei im Dorfe umgegangen. Da habe es sie in unser Haus getrieben. Es sei ein starkes Gefühl in ihr gewesen, es habe meiner Mutter und meinem Vater gegolten. Aber es habe noch mehr mir gegolten.

„Die Stunde kommt uns doch nicht mehr, Lukas. Wir müssen sie ausnützen und uns alles vom Herzen reden. Ich habe deine Mutter gepflegt. Ich habe ihr die Augen zugedrückt. Sie ist sanft gestorben. Sie hat all ihre Hoffnungen auf dich mit ins Grab genommen. Sie haben sie gewiss leichter gebettet. Das war ihr Glaube: dass du gross werden müsstest vor allen im Dorf, deinem Vater zum Stolz, dem ganzen Dorfe zur Ehre. Und das war die Forderung deines

Vaters und seine Hoffnung. Mehr aber seine Forderung, denn wenn ich ihn recht verstand, war's mit seiner Hoffnung auf dich nicht weit her. Er glaubte nicht fest genug an dich. Unbehindert müsstest du aber sein, sonst sei's unmöglich, ganz und gar. Und ich wuchs mit der Zeit auch in diese Gedanken hinein. Ich hatte ja nie vorher daran gedacht, dass du ein berühmter Mann werden könntest. Ich hatte gar keine rechte Vorstellung davon. Ein berühmter Maler, Gott, das zählte ich nicht hoch.

Aber deinen Vater hatte es nun ganz erfüllt. Ein Muss war das ihm. Alle Bilder, die ihm in die Hände kamen, zeigte er mir. ‚Siehst du, das ist von Corne-

lius,‘ sagte er, ‚das ist ein grosser Mann. Der ist der allergrösste. Und das ist von Kaulbach‘ — was weiss ich die Namen all sonst! Dein Vater wusste sie. Er kaufte Kalender und alles, worin ein Bild war. ‚So muss der Lukas einer werden,‘ sagte er. So wuchs ich auch in den Gedanken hinein, dass man dazu ganz frei und unbehindert sein müsse, ohne Sorgen, dass man da schwere Tage ganz allein überstehen müsse, als Mann, und dass man da nichts dürfe anhängen haben, das einen herabziehe und einem hinderlich werde. Und dass ich alt werden könne, bis du so weit wärest und dir dies Glück lache.“

„Da hast du das Opfer gebracht?“

„Nein, ich habe gar nicht daran ge-

dacht. Ich habe mich zurückgestellt, weil ich zu gering war, arm und hilflos und einfältig. Ich bin dir aus dem Wege gegangen, wie man den vornehmen Leuten aus dem Wege geht, die in feinem Gefährt kommen."

„Und deine Liebe?"

Sie blieb so gefasst und sicher wie vorher und antwortete sofort auf meinen Einwurf:

„Ich hatte deinen Vater schätzen gelernt. Ich durfte nicht mehr fordern vom Leben. Es war schon zu viel, was es mir darbot."

„Und hast du auch an mich gedacht?"

„Ja!"

„Und wie?"

„Dass es zu deinem Besten sei!“

„Und wenn es mein Unglück war?“

„Das kann man nicht vorhersehen. Das ist Schicksal. Es war zu deinem Glück gemeint. Und, Lukas, glaub nur, es ist mir nicht leicht gefallen!“

„Luischen!“

„Ich bin deine Mutter, Lukas!“

Nun war ein langes Schweigen. So unmöglich mir's schien — wir verstanden einander. Ich verstand sie. Von den Rätseln des Lebens waren mir ein paar gelöst.

Wir sprachen nichts mehr davon. Es war gut geworden zwischen uns. Es war kein Hangen und Bangen mehr, keine Qual mehr. Sie fragte nicht nach meinem

Leben. Kein Vorwurf, nicht der leiseste Ton eines Vorwurfs war in ihren Worten gewesen. Auch jetzt, da sie die Lampe gebracht hatte und wir den Abend traulich zusammen sassen, sprach sie nichts davon. Sie war voller Güte und Verzeihen, wie's ganze Menschen sind, die sich zur Stille durchgerungen haben.

Und ich war ein Verlorener.

Ich habe die ganze Nacht oben in meinem Stübchen gesonnen. Ich habe alles Wollen und alle Möglichkeiten überdacht. Es war vorbei. Ich konnte mich nicht mehr aufraffen. Ich konnte nicht wieder am alten Bau beginnen. Er lag zu sehr in Trümmern.

Ich hatte auch keine Energie mehr

dazu. Das Leben war mir verpfuscht. Aber ich litt nicht mehr darunter. Ich hatte doch noch heimlich gelitten seither. Jetzt war's vorbei damit. Es war trotz aller Zerbrochenheit alles ganz und ruhig in mir. Ich hatte alles verloren. Aber ich hatte mich gewonnen. Als einen andern, wie man von mir erwartet hatte. Aber was that das nun! Und schliesslich war der Gewinn doch grösser als der Verlust. Es kommt eben nicht auf das Aussen an.

Mir war, als müsse ich mich nun in einen Kahn legen und von den Wellen treiben lassen. Nur treiben. Ich steuerte nicht, ich ruderte nicht. Es war alles Beschaulichkeit in mir. Ich war wieder so

geworden, wie ich als Knabe gewesen war. Ohne Ziel und Trieb, ein Träumer.

Ja, die Thatkraft, die nach aussen geht, die Ausdruck will und Eile hat und ein Ziel, ich hatte sie eingebüsst, hatte das letzte Restchen von ihr verloren. Das ist mir klar geworden in der Nacht in meinem Stübchen oben.

Am frühen Morgen stand ich zum Abschied bereit.

„Leb wohl, Mutter!“ sagte ich frei und ehrlich.

Es erschien ihr ganz selbstverständlich. Sie nahm meinen Kopf in beide Hände und küsste mich auf die Stirn, wie man ein Kind küsst.

„Leb wohl, Lukas!“

Sie fragte nicht, wohin ich ginge. Sie stand mit dem Schwesterchen in der Haus-thür und sah mir nach. Und als ich den Hang drunten war, wo der Weg eine Biegung macht, blieb ich noch einmal stehen und sah zurück. Sie hatte das Schwesterchen auf den Arm genommen und winkte mir den letzten Abschied. So im Rahmen der dunklen Thür — den hellen, wachsenden Tag draussen — Herrgott, es krampfte mir doch das Herz ...

Ich bin nach einigem Hin und Her hierher zu euch gekommen, Lieber. Ich war reif geworden zu einer bleibenden Stätte. Es kommt schon alles gerade zur rechten Zeit im Leben. Was mich hier

festhielt, weiss ich nicht. Vielleicht eine Ähnlichkeit mit meiner Heimat. Ich kann's nicht sagen. Ich weiss nur, dass ich gleich fühlte, hier bleibst du.

Ich habe vom Leben nichts mehr gefordert. Ich war — der arme Lukas. Mein Vater hatte das rechte Wort gefunden: der arme Lukas! Und ihr habt's auch gefunden, alle ganz von selbst. Ja, es geht was vom Menschen aus, das geht auf alle über.

Hier hat mein Leben die letzte Stille gefunden und manche Freud' in ihr. So einiges ist mir doch im Gedächtnis geblieben, auch die Kirchweih damals. Nicht des Verdienstes wegen. Es war doch eben ein Spass, und was fürs

junge Volk. Gott, sind doch Freuden so billig!

Die Bäume hier den Hang hin, die man vom Fenster aus sieht, hab' ich euch gepflanzt. Die Reben drüben auf dem „Mausnest“ und droben am „falschen Ritterschwur“ sind von mir angelegt. Oder wenigstens gab ich die Anregung dazu. Nun freu ich mich des Blühens, und heimlich geh' ich stolz, wenn's Herbst ist. Man ist halt auch nur ein Mensch. Und 's ist doch so was Wunderbares: Früchte! Wie das der liebe Herrgott gemacht hat: Früchte, und den Herbst hat werden lassen! — Ja, ja!

Ich hab' die Nächte gewacht, dass ihr schlafen könntet. Ich musste ja leben. Ein

Verdienst weiter hab' ich da nicht. Und etwas thun muss der Mensch halt auch. Aber das muss ich sagen: es war mir doch eine Befriedigung, mich nützlich zu machen. Nur im kleinen, aber es war für viele. So mit der Zeit wächst sich's auch zum Grossen aus."

Er lachte.

„Wir sind eitle Menschen. Wir wollen immer etwas für uns haben, aus allem einen Gewinn. Na ja, ist ja auch gut.

Gespart hab' ich mir ein paar hundert Märkelchen. Meine verschiedenen Geschicklichkeiten haben mir immerhin etwas eingetragen. Vielleicht ist's für ein letztes Krankenlager notwendig. Und wenn nicht, mag's meinem Schwesterchen

sein. Ich häng' so sehr an ihm. Es hätt' ja wohl mein Kind sein sollen —"

Er seufzte schwer und schwieg.

Dann drehte er sich um und blickte hinaus in den weiten Abend.

„Ich werde so ruhig sterben, wie ich gelebt habe in den letzten Jahren, lieber junger Freund. Ich werde auch auf dem Sterbebette nicht an Reue und Busse denken. Ich habe nie daran gedacht.

Der Sämann wirft seine Körner aus und will, dass alle wachsen. Aber was vor seinen Fuss fällt, das tritt er selbst nieder. Es klebt dann an seinem Schuh, und er streicht's auf dem Wege ab. Da ist's zerquetscht und verloren.

Und allen Körnern ist doch der Keim

des Wachstums gegeben, vergebens den paar wenigen. Ja, ja! Es ist so, das Leben.

Ich bin halt auf dem Wege abge strichen worden, ich bin nicht in die rechte Furche gefallen.“



Rossberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig ist erschienen

In einer Winternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Felix Hübel.

Preis br. M. 2,—, geb. M. 3,—.

„Der Autor giebt in dieser mysteriösen Erzählung ein wahres novellistisches Kabinettstück. In das Helldunkel seiner Schilderungen mischen sich unheimliche Phantasien, wie sie Edgar Poe hatte, mit scharfem Sinn für die Wirklichkeit. Der seine Geschichten und Gestalten umwallende Stimmungsreiz zeugt von einer eigenartigen Persönlichkeit, in der Gefühlstiefe und intellektueller Charakter im gleichen Maße fesseln." „Die Gegenwart."

„Der Stil der Darstellung ist flott und lebendig, die bäuerliche Beschränktheit, über die allein der etwas suffisant sarkastische Rektor und der Freier aus der Fremde emporragen, trefflich charakterisiert. „Leipziger Zeitung."

Die kleine Königin

von Felix Hübel.

Preis br. M. 1,50, geb. M. 2,50.

„Hübel giebt den typischen Roman der Königin, der kleinen, jungen, jungfräulichen. In ihrer knospenden Schönheit entfaltet sie sich prangend und läßt viele Herzen in brennender Sehnsucht sich nach ihr verzehren. Die tollkühnsten Versuche werden von Dichtern und anderen Männern gewagt, ihre Liebe zu erringen. Und auch in ihr beginnt sich schattenhaft eine nicht standesgemäße Neigung zu regen. Aber Prinzessinnen blühen nicht für jeden! Prinzessinnen gehören zu den Prinzen! Und es kommt ein Prinz. Und der ist sehr dumm, und den muß die Prinzessin heiraten. Da steht sie dann am Fenster und ist sehr traurig. Und die kleine, junge, schöne Königin ist verheiratet und lebt den typischen Roman der Königin. Das klingt wie ein Märchen und ist auch eines und hebt die Erzählungskunst des Verfassers selber in ein märchenhaftes Licht."

„Elberfelder Zeitung."

Im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger
in Leipzig ist erschienen:

Und hätte der Liebe nicht!

Ein Roman von Felix Hübel.

Preis brosch M. 4,—, geb. M. 5,—.

„Wie über allen Werken des Verfassers liegt auch über dieser in feinen Farben ausgeführten Erzählung ein außerordentlicher Stimmungsgehalt. Ein Liebesdrama, das im Seebad Brighton spielt, entwickelt vor dem Leser seelische Konflikte, die das Interesse in hohem Maße fesseln. Eine durch ihren Geist und mehr noch durch ihren in allen Farben raffinierten Lebensgenusses schillernden Charakter ihre Umgebung faszinierende Weltdame zwingt zwei verschiedenartige Freunde, einen unerfahrenen Enthusiasten und einen in harten Lebenserfahrungen gereiften Skeptiker in ihren Bann und treibt schließlich den Warmherzigen in den Tod, während der Andere sich in seine Kunst hinüberrettet. Der Stil Hübels ist klar und vornehm und neben der interessanten Psychologie ein Hauptvorzug des Buches.“

„Staatsanzeiger für Württemberg.“

„Es liegt ein sinnlicher Zauber über diesem Dichterwerke voll Leben. Die Charaktere sind scharf konturiert, der psychologische Aufbau durchaus fein ziseliert. Dadurch unterscheidet sich dieses Buch vorteilhaft von anderen Büchern dieser Art.“

Karl Wilhelm Fritsch
im „Tagesboten aus Mähren u. Schlesien.“

Im Verlage von **Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig,** ist soeben erschienen:

Die Vaclavbude

Ein Prager Studentenroman von **Karl Hans Strobl.**

Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—

„Nach der süßlichen Romantik „Alt-Heidelbergs" wirkt ein so gesundes Buch wie das vorliegende doppelt wohlthuend. Strobl schildert in seinem Studentenroman die letzten Tage der sturmbewegten Zeit unter dem Ministerpräsidenten Badeni. Plötzlich fühlt man sich in jene Zeit zurückversetzt und lebt den Prager Rummel bis zur Verhängung des Ausnahmezustandes mit . . . Die Schrecken dieser wenigen Wochen sind von dem Autor mit einer solchen Anschaulichkeit geschildert, daß es einem an mancher Stelle den Atem verschlägt."

„Deutsche Zeitung," Wien.

„Strobls Erzählung, deren schlichte Helden ein paar Prager Burschenschafter sind, schildert mit großer dichterischer Kraft und Anschaulichkeit, die stellenweise an das Packendste, was Zola geschrieben hat, erinnert, Stimmungen und Vorgänge in den blutigen Prager Dezembertagen nach dem Sturz des Ministeriums Badeni . . ." „Vossische Zeitung," Berlin.

„In der Beschränkung ein Meisterwerk, verdient Strobls Roman, aus Mähren die Reise durch ganz Deutschland und Deutschösterreich zu machen . . . Im Nationalitätenkampfe steht der Brünner Dichter mit ganzer Seele auf der Seite der Deutschen, seiner Landsleute, von deren Berufung zur Weltherrschaft und kultureller Mission er fest überzeugt ist . . . Karl Hans Strobl hat den österreichischen Roman der Gegenwart, in dem das psychologisch-soziale Moment pocht und hämmert, erschaffen. Möchte er dafür auch die gebührende Anerkennung weitester Kreise finden!"

„Tagesbote aus Mähren und Schlesien."

Von

Karl Hans Strobl

ist ferner im Verlag von

Hermann Seemann Nachfolger

in Leipzig erschienen:

Aus Gründen und Abgründen

Skizzen aus dem Alltag und von Drüben

Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—.

Und sieh', so erwarte ich Dich!

Skizzenbuch einer reifen Liebe

M. 3,—.

Der Buddhismus und die neue Kunst

M. 1,—.

Die Weltanschauung in der Moderne

M. 1,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Ferner ist im Verlag von **Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig** erschienen:

Indiskrete Mitteilungen über Erfahrenes

von

Martha Asmus

Preis brosch. M. 3,—.

Jede dieser fesselnden Skizzen stellt ein Stück Leben unbefangen und geistvoll beobachtet dar. Feinsinnige schlichte Thatsachen-Schilderungen, die den Leser überall eine vornehme und interessante Lebensauffassung ahnen lassen! Die Verfasserin weiß Wichtiges und Inhaltvolles in scheinbar unbedeutenden Vorgängen, große Perspektiven in amüsanten Einzelheiten festzuhalten. Das Werk ist durch lebensvolle Darstellung für Jedermann, durch eine originelle Anschauung und einen bis in die geringsten Einzelheiten charakteristischen Stil für künstlerische Feinschmecker noch besonders anziehend.

Im Verlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig ist ferner erschienen:

Unschuld

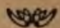
Ein modernes Mädchenbuch, II. Auflage

von Elsa Asenijeff

Preis brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50

„Dieses Buch ist eine Sammlung von psychologisch fein ausgearbeiteten Skizzen aus dem Leben des Weibes von der frühesten Jugend bis in das Alter. Die Verfasserin schildert in graziöser novellistischer Form die mannigfachen Schicksale junger, nach Selbständigkeit ringender Mädchen und zieht dabei über die herben Erscheinungen des Lebens keinen prüden Schleier. Ihr Zweck ist vornehmlich ein erzieherischer und daher jeder Erzählung eine pädagogische Maxime zu Grunde gelegt. Das Buch enthält vieles, was jungen Mädchen das Leben erschließen und ihnen über die Natur, das Schicksal und die Aufgaben des Weibes Aufschluß geben kann."

Königl. Preuß. Staats-Anzeiger, Berlin.



Von derselben Verfasserin ist ferner erschienen:

Tagebuchblätter einer Emancipierten.

Preis brosch. M. 3,—, geb. M. 4,—

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

10M—12-35

FEB 18 1944

833.8
H76a

833.8 .H76a C.1
Der Arme Lukas AFP3686
Stanford University Libraries
3 6105 044 980 535

430118



